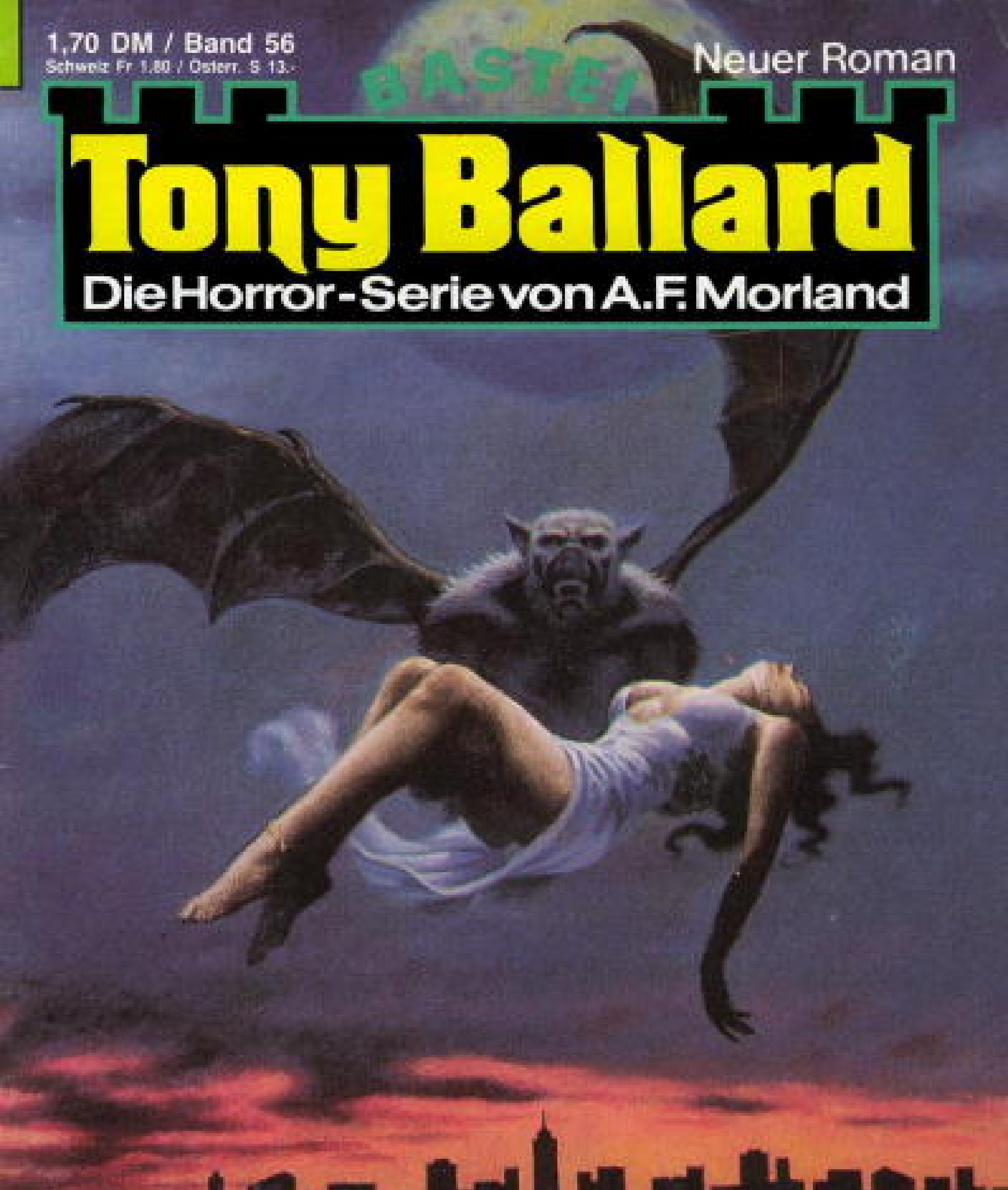


Metropole der Angst



Metropole der Angst

Tony Ballard Nr. 56

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 09.11.1984

Metropole der Angst

Metal, der Silberdämon, schwitzte silbernen Schweiß. Er war verletzt; eine magisch vergiftete Speerspitze steckte in seiner Schulter und blockierte seine dämonischen Fähigkeiten.

Heftige Schmerzen peinigten ihn, und er war einem Zusammenbruch nahe. Dieses magische Gift würde ihn umbringen, das spürte er.

Wütend lehnte er sich gegen dieses beschämende Schicksal auf. Er hatte sich für stark und nahezu unverwundbar gehalten, und nun steckte diese Speerspitze in seinem Fleisch und folterte ihn entsetzlich.

Ein Affendämon hatte ihn verletzt. Dabei hatte sich Metal diesen haarigen Wesen überlegen gefühlt, doch nun hatten sie es geschafft, ihn hart an den Rand des Todes zu bringen.

Der Silberdämon sah keine Möglichkeit, sich zu helfen.

Es war wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis er sterben würde…

Seit jenem Endkampf auf Protoc, der Tapandaro, den neuen Affenkaiser, das Leben kostete, irrte Metal durch die Affenwelt. [1] Wo immer er sich versteckte, er fühlte sich nicht sicher.

Ständig glaubte er sich verfolgt, belauert, umzingelt. Vielleicht war auch daran das magische Gift schuld, das ihm von Tag zu Tag mehr zusetzte.

Er hatte manchmal so starke Schmerzen, daß er sich stöhnend niederwarf und sich krümmte, und er verfluchte in seinem Zorn diese Welt und die Wesen, die darauf lebten.

Er hätte Protoc gern verlassen, aber es war ihm nicht möglich.

Zwei Versuche hatte er unternommen, aber sie kosteten ihn soviel Energie, daß er beim zweitenmal beinahe daran zugrunde gegangen wäre.

Was konnte ihm jetzt noch helfen?

Wieder lag er auf dem Boden. Röchelnd kroch er auf allen vieren wie ein halb tot geprügelter Hund auf eine Felsengruppe zu.

Der Ex-Dämon Mr. Silver hatte ihn für kurze Zeit mit seiner Magie gestärkt, damit er am Kampf gegen Tapandaro teilnehmen konnte.

Mr. Silver hätte ihm nach dem Kampf die Speerspitze aus der Schulter geholt, und Metal verdammte sich, weil er nicht darauf gewartet hatte.

Er war zu stolz gewesen, um sich von Mr. Silver helfen zu lassen. Er haßte den silbernen Hünen, der auf der Seite des Lichts stand, und er fand es unter seiner Würde, sich von diesem erbitterten Todfeind helfen zu lassen.

Inzwischen hatte er eingesehen, daß diese Einstellung dumm und falsch gewesen war.

Und verhängnisvoll! Denn ihretwegen würde er nun bald erlöschen wie ein Feuer, das keine Nahrung mehr bekommt.

Er hätte bleiben und sich von Mr. Silver helfen lassen sollen, und hinterher, wenn er wieder bei Kräften gewesen wäre, hätte er den Ex-Dämon zum Dank für die Hilfe töten sollen.

Seih falscher Stolz brachte ihn langsam, aber sicher um.

Metal klammerte sich an einen der Felsen. Zitternd zog er sich in eine kleine Ausbuchtung hinein.

Sein Silberschweiß vermischte sich mit grauem Sand.

Sand knirschte auch zwischen seinen Zähnen. In seinem ganzen Leben war er dem Tod noch nie so nahe gewesen. Er hatte sich sein Ende ehrenvoller vorgestellt.

Halluzinationen stürmten auf ihn ein. Er wähnte sich plötzlich auf einer anderen Welt, in einer anderen Zeit, und da war wieder Arma, die Zauberin, seine schöne Begleiterin.

Sie war tot - aber nicht ganz…

Sie hatte im Kampf gegen Tony Ballard und Mr. Silver ihr Leben

verloren, aber es war Metal gelungen, mit Hilfe des Höllennektars aus Roxane - Mr. Silvers Freundin - zur Hälfte Arma zu machen.

Die Hexe aus dem Jenseits hätte innerlich ganz zu Arma werden wollen, und im Tal der fremden Gesichter hätte sich dann auch ihre äußerliche Verwandlung vollzogen.

Aber dieses Tal, in das man nur über Erotoc gelangte, hatte Metal mit ihr nicht erreicht.

Doch nun lebte Arma in Metals Halluzination wieder auf. Er brachte Gegenwart und Vergangenheit durcheinander, konnte die Wirklichkeit vom Traum nicht unterscheiden.

»Arma«, stöhnte er und versuchte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht aufzurichten. »Es geht mir schlecht, Arma. Sieh nur, ich bin schwer verletzt.«

Die Zauberin stand reglos da. Bildschön war ihr Gesicht, das von langem, kupferfarbenem Haar umrahmt war.

»Ich werde sterben, Arma«, preßte Metal gepeinigt, hervor. Er streckte ihr seine Hand zitternd entgegen. »Du mußt mir helfen.«

Das Mädchen rührte sich nicht von der Stelle.

»Bitte, Arma!« flehte der verzweifelte Silberdämon. »Wenn du mir nicht hilfst, bin ich verloren.«

Arma schaute ihn mit ihren dunklen Augen unverwandt an. »Ich fürchte, ich kann nichts für dich tun, Metal.«

»Bei unserer Freundschaft… Du *mußt*! Du besitzt Zauberkräfte. Bring mich zunächst fort von Protoc. Egal, wohin. Nur fort von dieser verdammten Affenwelt. Vielleicht läßt dann die Wirkung des Gifts ein wenig nach.«

Arma regte sich immer noch nicht.

»Ich bin hier nicht sicher!« behauptete Metal. »Sie suchen mich. Ich weiß, daß sie mich suchen, und sie werden mich finden. Dann geben sie mir den Rest. Du kannst es verhindern. Komm zu mir, Arma.«

Endlich setzte sich die Zauberin in Bewegung. Geschmeidig wie eine Raubkatze ging sie.

Er hörte das Knirschen ihrer Schritte im Sand, nahm seine ganze Kraft, die noch in ihm war, zusammen und lehnte sich an den rauhen Stein. Trotz der fürchterlichen Schmerzen, die ihn durchtobten, zuckte ein Lächeln über sein schmutziges Gesicht.

»Ich wußte es«, flüsterte er. »Ich wußte, daß du mich nicht im Stich läßt, Arma. Wir haben schon vielen Gefahren getrotzt. Es war nicht immer leicht, aber wir wußten zu überleben. Wir gehören zusammen. Du liebst mich, Arma, und ich will ohne dich nicht leben. Ich werde wieder gesund. Es wird wieder so wie früher. Du wirst sehen… Laß mich erst diese verfluchte Speerspitze los sein…«

Arma blieb dicht vor ihm stehen und musterte ihn ernst.

»Bring mich fort, Arma«, verlangte Metal mit schwacher Stimme.

Die Zauberin sank vor ihm auf die Knie und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände.

Er glaubte, Kälte in sich einfließen zu fühlen - und Kraft. Armas Zauberkraft, die ihn hoffentlich vorübergehend stärken würde. Wenn die Zauberin ihn erst einmal in Sicherheit gebracht hatte, würde sie ihn von der Speerspitze erlösen.

Metal war voller Hoffnung. Er schloß die Augen. »Ja«, sagte er. »Das tut gut, Arma. Die Schmerzen lassen nach. Du gibst mir Kraft. Ich werde es schaffen, mit deiner Hilfe, Arma…«

Er öffnete die Augen und wollte Arma dankbar ansehen, aber die Zauberin war verschwunden, und er begriff, daß alles nur eine verdammte Täuschung gewesen war.

Arma konnte ihm nicht helfen, denn sie war nicht auf Protoc. Sie steckte zur Hälfte in Roxane und war von Mr. Silver mit auf die Erde genommen worden.

Nie mehr würde Arma etwas für ihn tun…

Mr. Silver würde alle Anstrengungen unternehmen, um Arma aus dem Körper seiner Freundin zu vertreiben.

Metal grinste schadenfroh. »Es wird nicht leicht sein, die Wirkung des Höllennektars aufzuheben!«

Wieder vernahm der Silberdämon das Knirschen von Schritten, und in seinem Fieberwahn glaubte er abermals, Arma würde kommen, aber dann erblickte er gedrungene, haarige Wesen mit langen, gefährlichen Reißzähnen.

Die Paviankrieger hatten ihn gefunden.

Er wußte, daß sie ihn töten würden, und er war nicht imstande, es zu verhindern.

***

Unsere Maschine landete auf dem Flughafen Heathrow, wir gingen von Bord.

»Solltest du Einreiseschwierigkeiten haben«, sagte Mr. Silver zu Cruv, dem häßlichen Gnom, »sagst du einfach, du wärst ein Reiseandenken von mir.«

Der Knirps blickte zu dem Zweimeterhünen hoch und sagte: »Wir machen es umgekehrt, einverstanden?«

Die beiden ließen keine Gelegenheit für einen verbalen Schlagabtausch aus. Manchmal hatte es fast den Anschein, als könnten sie einander nicht ausstehen, aber das war mit Sicherheit nicht der. Fall.

Der Ex-Dämon und der Gnom von der Prä-Welt Coor liebten einander heiß und innig. Sie waren längst die dicksten Freunde geworden, und einer ließ sich für den anderen in Stücke reißen, wenn es hart auf hart kam.

Wir hatten Papiere, die es uns ermöglichten, den VIP-Ausgang zu benützen. Der reiche Industrielle Tucker Peckinpah hatte sie uns verschafft.

Seine Verbindungen waren sagenhaft und umspannten den gesamten Erdball. Mit seinem vielen Geld und seinen hervorragenden Beziehungen hatte er uns viele Jahre unterstützt und uns zahlreiche Hindernisse aus dem Weg geräumt.

Aber das war Vergangenheit.

Tucker Peckinpah hatte einen anderen Kurs eingeschlagen, und wir machten uns deswegen Sorgen. Irgend etwas stimmte mit diesem Mann nicht mehr.

Es machte mir nichts aus, daß er mich finanziell nicht mehr unterstützte. Mich störte, daß er sämtliche gemeinnützigen Zuwendungen und Stiftungen ersatzlos gestrichen hatte.

Seinem Anwalt gegenüber erwähnte er nur, daß er sein ganzes Geld brauche, um sein bisher größtes Geschäft zu tätigen.

Es paßte nicht zu ihm, daß er mit den getroffenen Maßnahmen Firmen, denen er sein Kapital entzog, in den Ruin trieb. So war Tucker Peckinpah nie gewesen.

Er war anders geworden, seit er aus der Hölle zurück war, und das gefiel mir nicht.

Vicky Bonney holte uns vom Airport ab. Strahlend warf sie sich in meine Arme und küßte mich. »Tony! Laß dich ansehen! Ist wieder alles in Ordnung?«

»Ja, Liebling«, sagte ich lächelnd und streichelte ihre Wange. »Diese Anfälle werden sich nicht mehr wiederholen.«

Meine blonde Freundin begrüßte auch Cruv und Mr. Silver herzlich. Dann verließen wir das Flughafengebäude, und Vicky steuerte auf einen schwarzen Rover zu.

So einen Wagen besaß auch unser Wiener Freund, der Brillenfabrikant Vladek Rodensky.

Ich dachte, es wäre ein Leihwagen, aber das stellte sich als Irrtum heraus.

Vicky klimperte mit den Schlüsseln und sagte: »Dein neuer Wagen, Tony.«

Ich sah sie überrascht an. »Du hast ihn gekauft?«

»Was blieb mir anderes übrig? Schenken wollten sie ihn mir nicht.«

Ich hatte meinen Peugeot im Verlauf meines vorletzten Abenteuers verloren, und natürlich brauchte ich einen anderen fahrbaren Untersatz, aber daß Vicky Bonney mich damit heute überraschen würde, damit hatte ich nicht gerechnet.

Funkelnagelneu war das Fahrzeug, und die Lederpolsterung roch so intensiv, als käme sie direkt aus der Gerberei.

Dieser Wagen war stärker, schneller und repräsentativer als sein

Vorgänger, und ich glaube nicht, daß ich mich dafür entschieden hätte. Er wäre mir zu teuer gewesen.

»Ich hoffe, er gefällt dir«, sagte Vicky Bonney lächelnd.

»So ein edles Fahrzeug muß einem gefallen.«

»Ich habe lange hin und her überlegt, für welche Marke ich mich entscheiden soll«, sagte meine Freundin. »Fast hätte ich wieder einen Peugeot gekauft, aber dann sagte ich mir, es wäre patriotischer, die heimische Wirtschaft zu unterstützen, und so fiel meine Wahl auf dieses Fahrzeug.«

Ich startete den Motor. Er lief so leise, daß ich ihn kaum hörte. Alles war neu und ungewohnt für mich, aber nach den ersten Kilometern fand ich mich schon ganz gut zurecht.

Mr. Silver saß hinter Vicky. Er beugte sich zwischen uns vor und sagte; »Ein neuer Wägen - ein neues Image. Wenn du dir jetzt auch noch das Rauchen angewöhnst und nur noch echten schottischen Whisky trinkst, mauserst du dich noch zum britischen Paradedetektiv.«

Ich lachte. »Tut mir leid, aber dafür bin ich nicht zu haben. Scotch statt Pernod, das ginge gerade noch, aber Rauchen - nein, danke. Da bleibe ich schon lieber bei meinen Lakritzenbonbons und falle weiterhin aus dem Rahmen.«

Vicky wollte wissen, wie es uns in der Feuerwelt ergangen war, und Mr. Silver, Cruv und ich erzählten ihr eine wahre, haarsträubende Geschichte.

»Ich bin glücklich, daß sich dieser Feuerkeim nicht mehr in dir befindet«, sagte meine Freundin. »Es war für mich ein entsetzlicher Schock an jenem Morgen, als ich dich mit brennendem Kopf im Badezimmer sah.«

»Es ist vorbei, gehört der Vergangenheit an«, sagte ich.

Wir erreichten Paddington, und wenig später bog ich in die Chichester Road ein. Vor dem Haus Nr. 22 hielt ich meinen neuen Wagen an.

»Wie gefällt dir der Rover?« wollte Vicky wissen.

»Gut. Sehr gut. Er ist eine Klasse für sich.«

Wir betraten das Haus, in dem es merkwürdig still war.

Aber es war nicht leer.

Boram, der weiße Vampir, mußte da sein, und Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, die zur Hälfte Arma in sich trug.

Und natürlich auch Lance Selby, unser Freund und Nachbar, den wir zu uns genommen hatten, nachdem Mago die weiße Hexe Oda getötet hatte.

Ich erkundigte mich nach Lance, und Vicky Bonney schüttelte traurig den Kopf. »Es geht ihm sehr schlecht. Er wird es wohl nicht mehr allzu lange machen.«

Ich begab mich zur Hausbar und nahm mir einen Pernod, um damit meine Wut über unsere Ohnmacht hinunterzuspülen.
Verdammt, wir konnten für Lance Selby nichts tun. Wir waren dazu verurteilt, zuzusehen, wie er immer älter wurde und in naher Zukunft sterben würde.
Keiner von uns konnte ihm helfen.

***

Paviankrieger!
Nicht viele, nur vier, aber bereits einer wäre zuviel für Metal gewesen. Sie kamen langsam näher. Er sah ihre Schwerter blitzen und rechnete damit, daß sie mit ihm kurzen Prozeß machen würden.
Wokkon, der neue Herrscher, hatte seinem Volk zwar befohlen, die Waffen niederzulegen, und er wollte die Affenwelt rein von allen bösen Einflüssen halten, aber das hieß nicht, daß die Affenkrieger ihre Waffen nicht mehr gegen Fremde richten durften.
Und Metal war nicht nur ein Fremder, war nicht bloß ein Wesen von einer anderen Welt - er war ein Dämon!
Folglich mußte er sterben.
Die vier Paviane rückten näher. Metal starrte sie haßerfüllt an. »Ich habe keine Angst vor euch zotteligen Bastarden!« preßte er wütend hervor. »Ich weiß, daß ihr mich töten werdet, aber ich bettle nicht um mein Leben. Mein Fluch wird euch nach meinem Tode verfolgen und eines Tages vernichten. Kommt! Kommt her, ihr Feiglinge! Und tötet einen wehrlosen Dämon!«
Er sah, wie einer der Affenkrieger sein Schwert hob.
Es war noch nicht lange her, da hätte ihm Metal seinen Feuerblick in den Pelz gesetzt und ihn damit problemlos vernichtet. Auch mit den drei anderen Gegnern wäre er im Handumdrehen fertig geworden.
Aber diese Zeit war vorbei.
Jetzt war Metal schwach und hilflos und mußte geschehen lassen, was geschah.
Er hörte das Surren des Schwerts, das ihn köpfen sollte, und schloß mit seinem Leben ab.
Gleichzeitig vernahm er aber auch ein helles Pfeifen, und etwas Schwarzes zuckte durch die Luft.
Eine Peitsche war es!
Sie erwischte das Schwert, bevor dieses Metals Hals traf, und der Paviankrieger stieß einen heulenden Schrei aus. Seine Affenhand ließ die Waffe los. Das Schwert wirbelte hoch und klapperte zwischen den Felsen zu Boden.
Der Affenkrieger sprang verstört zurück, und seine drei Begleiter wichen entsetzt zur Seite.
Dadurch gaben sie den Blick auf zwei ghoulähnliche Wesen frei. Ihre

Haut war grün und glänzte. Auf dem kahlen Schädel trugen sie stumpfe Hörner, und ihre Lippen entblößten gelbe Rattenzähne.

Metal begriff.

Das waren Magos Schergen!

Die Paviankrieger fingen sich, verdauten den Schock, und weil sie zu viert waren, vermeinten sie, den Höllenschergen überlegen zu sein. Sie griffen die Schwarzblütler sofort an.

Die Schergen wichen aus und ließen ihre Höllenpeitschen pfeifen. Das lange schwarze Leder, mit starker Magie gegerbt, schnitt auf die Affen zu. Getroffen brüllte ein Pavian auf und brach zusammen.

Das Schwert rutschte ihm aus der Hand. Jener Pavian, der vorhin seine Waffe verloren hatte, hob diese auf und drang auf die ghoulähnlichen Wesen ein. Blindwütig schlug er zu.

Er konzentrierte sich auf einen Gegner, um den anderen sollten sich seine Freunde kümmern. Sein Schwert verfehlte das grünhäutige Wesen mehrmals. Es versuchte seine Höllenpeitsche einzusetzen, doch die Entfernung war zu gering.

Jetzt stach der mutige Affenkrieger zu, und die Schwertspitze drang in den Oberarm des Höllenschergen. Das Wesen knurrte, drehte die Peitsche und schlug mit dem Knauf zu.

Damit hatte der Pavian nicht gerechnet.

Benommen wankte er zwei Schritte zurück, und jetzt war reichlich Platz für die schwarze Peitsche. Sie sauste auf den Affen zu, schlang sich um seinen Hals, und ein fürchterliches Brennen ging durch seinen Körper.

Wie vom Blitz getroffen brach er zusammen.

Sein Schädel skelettierte, und er wäre zum Totenkopf-Zombie geworden, wenn der Höllenscherge - was sie nicht immer taten - ihm nicht den Rest gegeben hätte.

Wieder schlug der Scherge mit dem Peitschenknauf zu, und in seinem Schlag lag so viel Kraft, daß der Knochenschädel des Pavians auseinanderbrach.

Die Höllenschergen verfuhren mit allen Paviankriegern auf dieselbe Weise, und dann traten sie vor Metal, der nicht wußte, wie er sich ihnen gegenüber verhalten sollte.

Sie hatten ihm das Leben gerettet.

Aber hatten sie es nicht nur getan, um ihn selbst zu töten? Es gab nichts, was Metal diesen Höllenkreaturen nicht zugetraut hätte. Er hielt nichts von ihnen, verachtete sie, und er konnte nicht verstehen, warum sich Mago ihrer bediente.

Der Schwarzmagier und Jäger der abtrünnigen Hexen hätte das nicht nötig gehabt, aber Mago liebte das bequeme Leben, deshalb ließ er diese Wesen seine Arbeit tun.

Metal hob trotzig den Kopf. »Was wollt ihr von mir? Warum habt ihr

mir das Leben gerettet? Ich werde euch dafür nicht danken.«

»Wir wollen deinen Dank nicht«, sagte eines der beiden grünhäutigen Wesen.

»Seid ihr als Freunde oder als Feinde gekommen?«

Die Höllenschergen rollten ihre Peitschen ein. »Wir dienen der schwarzen Macht wie du«, sagten sie.

»Aber ich habe mitgeholfen, daß Wokkon neuer Affenkaiser wird«, sagte Metal. »Mago, euer Gebieter, wollte diesen Platz einnehmen.«

»Er hat jetzt andere Pläne«, sagten die ghoulähnlichen Wesen. »Pläne, in denen auch du eine Rolle spielst.«

Metal lachte gallig. »Mich kann Mago vergessen. Ich bin am Ende.«

»Wir sollen dich zu ihm bringen.«

»Befindet er sich noch auf Protoc?«

»Ja.«

Die Höllenschergen holten Metal zwischen den Felsen hervor, und da er sich nicht auf den Beinen halten konnte, trugen sie ihn. In einem bewaldeten Tal stellten sie ihn ab.

Wenn er sich nicht an einen Baum gelehnt hätte, wäre er zusammengesackt.

»Wo ist Mago?« fragte der Silber - dämon krächzend.

»Er wird gleich hier sein«, bekam er zur *Antwort*, und Augenblicke später erschien der Schwarzmagier wirklich.

Zuerst stand zwischen den Bäumen nur ein flirrender Feuerkegel, aber innerhalb weniger Sekunden materialisierte *in* dessen Zentrum eine Gestalt, die gleich darauf aus dem brennenden Kegel trat, der hinter ihr zusammenfiel.

Mago war da! Er war hager, hatte eine granitgraue Haut, spitze Ohren und trug einen braunen Lederwams. Eine schwarze, gespaltene Zunge flatterte wie die einer Schlange aus seinem Mund.

Metal war dem Schwarzmagier bisher tunlichst aus dem Weg gegangen. Mago war gefährlich und tückisch. Man konnte ihm weniger als allen anderen Höllenwesen trauen.

Der Schwarzmagier war ehrgeizig, und es genügte ihm nicht, was er bisher erreicht hatte. Er hätte sich gern an die Spitze der Höllenhierarchie gesetzt, und Protoc hätte zu seiner Heimat werden sollen.

Die Affenwelt sollte für ihn nach und nach zur Operationsbasis werden, und wenn er noch im Besitz des Höllenschwerts gewesen wäre, wäre ihm vieles von dem, was er sich vorgenommen hatte, gelungen.

Aber Atax, die Seele des Teufels, hatte ihm durch diese Rechnung einen Strich gemacht.

Die Schergen berichteten ihrem Herrn, daß sie Metal das Leben gerettet hatten.

Mago nahm es nickend zur Kenntnis.
»Ich fühle mich dir nicht zu Dank verpflichtet!« sagte Metal eisig.
Der Schwarzmagier grinste. »Warum bist du so aggressiv?« zischelte er mit seiner gespaltenen Zunge. »Ich bin nicht dein Feind. Du hast zwar kürzlich auf der falschen Seite gekämpft und mitgeholfen, daß Wokkon sich auf den Affenthron setzte, aber ich will dir das nachsehen.«
»Du brauchst mir nichts nachzusehen. Ich bin für mein Tun niemandem Rechenschaft schuldig«, quetschte Metal zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor.
Es ging schon fast über seine Kräfte, sich auf den Beinen zu halten.
»Du hast auf der Seite unserer Feinde Tony Ballard und Mr. Silver gekämpft!«
»Das ist ganz allein meine Sache!«
Mago wischte das Thema mit einer raschen Handbewegung fort. »Wir wollen nicht weiter darüber reden. Ich sehe, du bist verletzt.«
»Ich werde sterben. Berührt dich das?«
»Ich werde verhindern, daß du an dieser Verletzung zugrundegehst.«
Metal kniff mißtrauisch die Augen zusammen. »Und was bezweckst du damit? Du tust nichts ohne Hintergedanken.«
»Du hast recht. Du müßtest dich zu einer Gegenleistung bereiterklären. Willst du hören, was ich von dir erwarte?«
Metal atmete schwer. Hatte er eine Wahl? Mußte er nicht alles akzeptieren, was Mago vorschlug?
»Ich höre«, sagte er leise.
»Du weißt, was geschehen ist«, sagte Mago. »Ich war im Besitz des Höllenschwerts, und Atax fürchtete mich, deshalb schlug er mir ein Bündnis vor, das ich jedoch ablehnte. Daraufhin sorgte er dafür, daß ich das Höllenschwert verlor. Atax machte alle meine Pläne zunichte, und das soll nicht ungestraft bleiben. Ich werde ihn bekämpfen. Ich will ihn vor mir auf den Knien liegen und um sein Leben winseln sehen, und ich werde keine Gnade kennen. Aber Atax ist stark, deshalb will ich ihn nicht allein bekämpfen.«
»Du willst, daß ich mich mit dir gegen ihn verbünde«, sagte Metal.
»Ich sorge dafür, daß du wieder zu Kräften kommst. Ich bewahre dich vor einem qualvollen Ende. Du behältst dein Leben, und du hilfst mir, Atax das Leben zu nehmen.«
Metal überlegte. Die Chance, am Leben zu bleiben, durfte er sich nicht entgehen lassen. Er konnte Mago getrost sein Wort geben und sich später noch entscheiden, ob er es halten oder brechen sollte.
Atax war stark. Wenn er hinter dieses Bündnis, kam konnte er einen vernichtenden Schlag gegen seine Feinde führen.
Fürs erste gedachte sich Metal dennoch für Mago zu entscheiden. Der Schwarzmagier würde ihn nicht daran hindern können, daß er die

Fronten wechselte, wenn er das wollte.

Im Augenblick war Mago die Rettung, mit der Metal nicht mehr gerechnet hatte.

Deshalb nickte er. »Ich stehe auf deiner Seite.«

Der Schwarzmagier lachte zufrieden. »Ich wußte, daß du dich für mich und für dein Leben entscheiden würdest, Metal.«

Er streckte dem Silberdämon die Hand entgegen, und dieser schlug ein.

»Wir wollen hoffen, daß nicht Asmodis hinter Atax steht«, knurrte Metal, »sonst werden wir beide nicht lange leben.«

»Asmodis wird sich in die Auseinandersetzung nicht einmischen«, behauptete Mago. »Der Höllenfürst befürchtet, daß Atax zu mächtig wird. Wenn wir Atax bekämpfen, wird er in seinem Machtstreben gestört. Das kann Asmodis nur recht sein. Wir werden Atax das Leben schwermachen, ihm Niederlage um Niederlage bereiten, bis wir ihn da haben, wo ich ihn haben will. Und dann werde ich ihn vernichten.«

Metals Gesicht verzerrte sich zu einem Grinsen. »Dann sieh zu, daß ich so rasch wie möglich wiedererstarke, damit der Kampf beginnen kann.«

Mago lachte. »Der Kampf hat schon begonnen.«

Metal stöhnte auf und fiel nach vorn. Mago fing ihn auf, und gemeinsam mit seinen Höllenschergen brachte er den Silberdämon fort von Protoc.

***

Schwarzhaarig, grünäugig und bildhübsch - das war Roxane, die Hexe aus dem Jenseits. Ein bezauberndes Mädchen mit einer traumhaften Figur, in der zur Hälfte das Böse steckte.

Halb Roxane, halb Arma war sie - und Gut und Böse waren bestrebt, sich die Waage zu halten, aber es gab Tage, an denen die Waage leicht pendelte, dann bekam entweder Roxane oder Arma die Kontrolle über den Körper.

Heute war es Arma, und obwohl sich Roxane verzweifelt dagegen wehrte, diktierte die Zauberin das Geschehen.

Arma zwang die Hexe aus dem Jenseits, Lance Selbys Zimmer aufzusuchen. Totenblaß lag der Parapsychologe im Bett. Ein Greis - mit 38 Jahren!

Sein Tod war nahe.

Er hatte künstliches Blut in seinen Adern, und dieser synthetische Lebenssaft hatte ihn während des magischen Schlafes, in den ihn Roxane versetzt hatte, rapid altern lassen.

Sein Leben war gewissermaßen im Zeitraffer vergangen, und nun war er ein alter Mann, dem auf dieser Welt nicht mehr viel Zeit blieb.

Arma ging es trotzdem nicht schnell genug, und sie hatte Selby

aufgesucht, um dessen Ende zu beschleunigen.

Ein grausames Lächeln huschte über Roxanes Gesicht. Lance Selbys Antlitz war von unzähligen Falten durchfurcht. Er erinnerte nur noch entfernt an jenen wagemutigen Kämpfer, der sich der schwarzen Macht überall entschlossen entgegengestellt hatte.

Heute war er ein Wrack, ein Schatten seiner selbst.

Arma hätte die Zeit für sich arbeiten lassen können, doch sie brachte die Geduld nicht auf. Lance Selby sollte endlich sterben. Hier und heute!

Das schwarzhaarige Mädchen erreichte das Bett. Mitleidlos war ihr Blick. Es machte ihr nichts aus, einen wehrlosen Mann zu töten. Je weniger Freunde Tony Ballard hatte, desto besser war es.

Tony, der Erzfeind der Hölle, würde irgendwann einmal allein dastehen. Auf dieses Ziel wollte Arma hinarbeiten. Aber sie wußte, daß es nie leicht sein würde, sich gegen Roxane durchzusetzen, denn die Hexe aus dem Jenseits stand auf Tonys Seite und würde ihn beschützen, so gut sie konnte.

Je weniger Freunde Tony Ballard umgaben, desto ungeschützter war er. Um so größer wurde die Chance für seine Feinde, ihn vernichtend zu treffen.

Arma starrte den schlafenden Greis haßerfüllt an. Er hatte mitgeholfen, der schwarzen Macht zahlreiche Niederlagen zu bereiten. Dafür wollte sie ihm nun die Rechnung präsentieren.

Sie beugte sich über ihn.

Ihre Hände legten sich um seinen faltigen Hals.

Und dann drückte sie zu…

***

Die Hüftverletzung, die ich in der Feuerwelt erlitten hatte, spürte ich kaum noch. Mr. Silver hatte mir mit seiner Heilmagie geholfen, den Schmerz zu besiegen.

Der Ex-Dämon hatte mit Cruv das Haus verlassen. Er brachte den Gnom nach Hause.

Ich war mit meiner Freundin allein im Living-room, und Vicky küßte mich zärtlich.

»Warum bist du so nachdenklich, Tony?«

»Es gibt da etwas, worüber ich noch nicht gesprochen habe«, sagte ich und schaute ihr in die Augen. »Ich möchte, daß du auch davon weißt. Es gab noch nie ein Geheimnis zwischen uns, und so soll es auch bleiben.«

Vickys Zeigefinger zog die Konturen meiner Lippen nach. »Was bedrückt dich?« fragte sie sanft.

»In der Feuerwelt verwandelte ich mich äußerlich in ein Feuerwesen…«

»Das hast du mir schon erzählt.«

»Jch dachte, für immer in der Feuerwelt bleiben zu müssen, aber ich war nicht unglücklich, denn auch mein Inneres verwandelte sich langsam. Ich legte den Menschen in mir immer mehr ab, begann allmählich wie ein Feuerwesen zu denken und zu fühlen.«

Vickys Lippen streiften meine Wange. »Ich bin froh, daß du nicht in Yarrambools Reich geblieben bist.«

»Da… war ein Mädchen, Vicky. Das Feuerwesen, zu dem ich geworden war, verliebte sich in sie.«

Vickys Blick verdunkelte sich. »Wie war ihr Name?«

»Sheesa. Sie war eine der Dienerinnen von Cannitta, der Orakelpriesterin.«

»War sie auch in dich verliebt?«

»Ja.«

»So schnell geht das in der Feuerwelt?«

»In dieser Dimension gelten andere Gesetze und Lebensregeln«, erklärte ich. »Ich versuchte mich gegen diese Entwicklung zu wehren, aber ich schaffte es nicht. Sheesa gab mir, dem Feuerwesen, einen anderen Namen. Sie nannte mich Yalla, und wenn ich in der Feuerwelt geblieben wäre, wäre sie meine Gefährtin geworden.«

»Du hast dafür gekämpft, wieder der zu werden, der du einmal warst. Damit hast du dich für mich und gegen Sheesa entschieden.«

Ich nickte. »Genauso war es.«

»Was ist aus Sheesa geworden?« wollte Vicky Bonney wissen.

»Sie wurde getötet. Ein Feuerkrieger schleuderte seinen Dolch nach mir, und wenn Sheesa mich nicht mit ihrem Körper geschützt hätte, wäre ich verloren gewesen. Sie hat mir das Leben gerettet.«

»Dafür bin ich ihr unendlich dankbar«, sagte Vicky. Sie schlang ihre Arme um meinen Nacken. »Liebst du mich?«

»Sehr«, sagte ich.

»So, wie Yalla Sheesa geliebt hat?«

»Genauso. Vielleicht sogar noch mehr.«

Vicky küßte mich glücklich. Mr. Silver kehrte zurück, und plötzlich gellte ein Mädchenschrei durch unser Haus.

»Das ist Roxane!« stieß der Ex-Dämon aufgeregt hervor und stürmte an mir vorbei.

Vicky Bonney und ich folgten dem Hünen, der sich große Sorgen um seine Freundin machte. Er stampfte die Treppe hinauf. Roxane schrie immer noch. Mr. Silver rannte auf die Tür zu, die in Lance Selbys Zimmer führte.

Mit der Hand schlug er auf die Klinke, mit der Schulter rammte er die Tür auf. Sie schwang zur Seite und krachte gegen die Wand.

Lance Selby lag wie tot im Bett, und Roxane wurde soeben wieder von Borams Faust getroffen. Das Nesselgift des weißen Vampirs, der

wie eine Nebelerscheinung aussah, jagte Schmerzwellen durch den Körper der Hexe. Gleichzeitig schwächte Borams Gift das Mädchen.

Er entzog ihr bei jedem Kontakt Energie.

Für Mr. Silver schien festzustehen, daß der Nessel-Vampir den Verstand verloren hatte.

Da Boram die weiße Hexe attackierte, sah der Ex-Dämon in ihm einen Feind. Und er reagierte darauf.

In seinen perlmuttfarbenen Augen tanzten Glutpunkte. Sein Feuerblick wäre für das Nebelwesen tödlich gewesen.

Da ich nicht glaubte, daß Boram etwas Unrechtes tat, sprang ich zwischen Mr. Silver und den weißen Vampir, der von Roxane abgelassen und sich dem Ex-Dämon zugewandt hatte.

»Stopp, Silver!« schrie ich atemlos.

»Geh zur Seite, Tony!« knurrte der Hüne.

»Beruhige dich!«

»Verdammt, geh zur Seite! Boram hat Roxane angegriffen! Das muß er büßen!«

»Vielleicht hat er einen triftigen Grund gehabt!« erwiderte ich. »Hör dir zuerst an, was er zu sagen hat!«

Einen Moment sah es so aus, als würde sich mein Freund aus der Silberwelt auf mich stürzen, mich zur Seite stoßen und Boram vernichten, aber dann sah ich, wie er sich entspannte, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

Es war bei Gott kein angenehmes Gefühl gewesen, zwischen den Fronten zu stehen.

Roxane lehnte zitternd an der Wand. Vicky Bonney nahm sich ihrer an.

Ich trat zwei Schritte zur Seite. Mr. Silver und Boram standen einander abwartend gegenüber.

»Warum hast du Roxane angegriffen, Boram?« fragte ich den Nesseln Vampir.

»Sie wollte Lance Selby töten«, behauptete Boram mit hohler Stimme.

»Er lügt!« schrie Mr. Silver. »Verdammt, er lügt!«

Ich drehte mich um und schaute Roxane an. »Ist das wahr?«

Das schwarzhaarige Mädchen nickte langsam. »Arma bekam für kurze Zeit Gewalt über mich. Ich wollte es verhindern, aber sie zwang mir ihren Willen auf. Mein Körper mußte ihr gehorchen. Sie zwang mich, diesen Raum zu betreten und meine Hände um Lances Hals zu legen.«

Mich schauderte bei diesem Geständnis.

Seit dieses Mädchen dem Silberdämon Metal in die Hände gefallen war, durften wir ihm nicht mehr trauen. Arma konnte es immer wieder schaffen, Roxane zu übernehmen.

»Plötzlich… war Boram da… Er griff mich sofort an und rettete

Lance das Leben…«, beendete Roxane ihr Geständnis!

Ich warf Mr. Silver einen ernsten Blick zu. »Und du wolltest Boram auf der Stelle vernichten.«

Der Hüne senkte betroffen den Blick. »Es tut mir leid, Tony.«

»Sag es nicht mir, sag es ihm«, erwiderte ich und wies auf den weißen Vampir.

»Entschuldige, Boram«, sagte Mr. Silver.

»Ich kann deine Reaktion verstehen«, sagte der Nessel-Vampir. »Du dachtest, Roxanes Leben wäre in Gefahr, aber ich hatte nicht die Absicht, sie zu töten. Ich wollte sie nur schwächen.«

»Versprich mir, daß du nächstens zuerst denkst und dann handelst, Silver«, sagte ich zu meinem Freund. »Sonst gibt's noch mal eine Katastrophe.«

»Ich werde versuchen, nie wieder so durchzudrehen«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren betreten.

»Okay«, sagte ich und schickte alle bis auf Boram aus dem Zimmer.

Ich trat an das Bett und betrachtete Lance Selby. Es schnitt mir schmerzhaft ins Herz, ihn so daliegen zu sehen. Er hatte von dem Mordversuch nichts mitgekriegt. Er bekam schon lange nichts mehr von all dem mit, was um ihn herum passierte. Er wußte nicht einmal, daß Oda, seine Freundin, nicht mehr lebte. Und bald würde überhaupt nichts mehr auf dieser Welt für ihn wichtig sein. Der Tod warf seine ersten Schatten auf das Gesicht meines Freundes.

Er starb jeden Tag ein bißchen mehr.

Arma wollte das Warten auf Lances Ende abkürzen.

Hatte es einen Sinn, sich darüber zu freuen, daß es ihr nicht gelungen war?

Ich wandte mich an den weißen Vampir. »Boram.«

»Ja, Herr?«

»So etwas darf sich nicht wiederholen. Du bist ab sofort für die Sicherheit dieses Mannes verantwortlich. Solange Lance Selby lebt, bleibst du in diesem Zimmer, es sei denn, ich erteile dir einen anderen Befehl. Hast du mich verstanden?«

»Ja, Herr«, sagte der Nessel-Vampir, und ich konnte sicher sein, daß er meinen Befehl gewissenhaft befolgte.

Ich ging zur Tür.

»Hast du noch Hoffnung für ihn, Herr?« fragte Boram.

Ich schüttelte langsam den Kopf. »Nein, Boram. Meinen Freund kann nur noch ein Wunder retten, aber wer sollte es tun? Wir können nur noch dafür sorgen, daß er in Ruhe sterben kann.«

Bei diesen Worten schnürte es mir die Kehle zu, und ich hätte am liebsten mit der Faust gegen die Wand gedroschen.

Ich verließ den Raum und schloß hinter mir die Tür.

Roxane war nicht im Living-room, als ich eintrat. Ich fragte nach ihr.

Vicky sagte, die Hexe aus dem Jenseits hätte sich in ihr Zimmer eingeschlossen.

Roxane wollte niemanden sehen. Ich konnte mir vorstellen, daß sie verzweifelt war. Sie, die Hexe, die vor langer Zeit dem Bösen abgeschworen hatte, hatte das Böse in sich und mußte es ständig bewachen und bekämpfen, denn sowie sie nicht aufpaßte, übernahm Arma die Führung, und wozu es dann kommen konnte, Hatten wir soeben erlebt.

»So kann es mit Roxane nicht weitergehen, Silver«, sagte ich zu dem Ex-Dämon.

Er zog die silbernen Augenbrauen zusammen. »Das ist mir ebenso klar wie dir, Tony, aber ich weiß mir keinen Rat.«

»Herrgott noch mal, es muß doch eine Möglichkeit geben, die Wirkung des Höllennektars rückgängig zu machen.«

»Es gibt mit Sicherheit mehrere Möglichkeiten. Denk an Moorghas Zahn. Er machte ungeschehen, was geschehen war, dadurch wurdest du wieder der Mann, der du warst, bevor dich das Feuerwasser in Yarrambools Reich vergiftete. Mit Sicherheit gibt es auch einige Zauberkräuter, mit deren Hilfe man die Wirkung des Höllennektars aufheben könnte, aber sosehr ich mein Gedächtnis auch durchforsche, ich finde keine Lösung für dieses Problem.«

»Boram bleibt bis auf weiteres bei Lance, damit Arma unserem Freund nicht noch einmal gefährlich werden kann, aber das ist keine Dauerlösung. Außerdem könnte sich Arma auch mal an Vicky vergreifen.«

Der Ex-Dämon gab sich einen Rück. »Ich werde versuchen, dem einen Riegel vorzuschieben.«

»Wie willst du das tun?«

Mr. Silver gab mir darauf keine Antwort. Er verließ das Zimmer, und ich warf meiner Freundin einen nervösen Blick zu.

»Was kann er vorhaben?«

Vicky Bonney zuckte mit den Schultern.

Ich folgte dem Ex-Dämon, der sich ins Obergeschoß begab und an Roxanes Tür klopfte. Mir fiel auf, daß sich seine Haut mit einem silbrigen Flirren überzog.

Das passierte zumeist dann, wenn er sehr erregt war - oder wenn die Magie, die in ihm steckte, sichtbar wurde.

»Roxane! Ich bin es, Silver! Mach auf!«

»Laß mich bitte in Ruhe!« gab die Hexe aus dem Jenseits zurück. Ihre Stimme klang so, als hätte sie geweint.

»Laß mich rein!« verlangte der Hüne energisch.

Ich wußte, was passieren würde, wenn Roxane nicht öffnete. Der Ex-Dämon würde das Schloß mit Magie knacken.

Einen Augenblick passierte nichts, dann wurde drinnen der Schlüssel

im Schloß herumgedreht, und als Roxane die Tür öffnete, passierte etwas, womit weder sie noch ich gerechnet hatte.

Feuerlanzen rasten aus Mr. Silvers Augen!

War er wahnsinnig? Er konnte doch Roxane nicht töten!

***

Metal schlug die Augen auf, und er merkte sofort, daß es ihm besser ging. Er tastete nach seiner Schulter, bewegte sie vorsichtig und spürte keinen Widerstand mehr.

Mago mußte die magisch vergiftete Speerspitze aus seinem Fleisch gezogen haben. Das bedeutete, daß kein weiteres Gift in seine Blutbahn gelangen konnte.

Aber entgiftet war sein Körper noch nicht, das erkannte er, als er sich aufsetzte.

Matt und elend fühlte er sich immer noch. Das Entfernen der Speerspitze war ein erster Schritt. Bis Metal völlig wiederhergestellt war, würde wohl noch einige Zeit vergehen, aber er war Mago dankbar, daß er ihm soweit geholfen hatte, wobei sich seine Dankbarkeit natürlich in Grenzen hielt.

Ob er Magos Verbündeter bleiben würde, würde sich weisen, das wußte er selbst noch nicht genau.

Er wollte sich die Chancen ansehen, die Mago gegen Atax hatte. Waren sie annehmbar, so würde er auf Magos Seite bleiben, denn dann würde ein Sieg über Atax auch ihn mit nach oben bringen.

Es war immer besser, Herr statt Knecht zu sein…

Der Silberdämon sah sich neugierig um. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Ihm waren auf Protoc die Sinne geschwunden, und zu sich gekommen war er hier in diesem Blockhaus.

Metal verließ das Bett und schlurfte durch die Räume. Das Haus war leer.

Der Silbermann schob die Gardine zur Seite und warf einen Blick aus dem Fenster. Die Sonne strahlte hell von einem kobaltblauen Himmel, vor dem Haus gab es einen saftiggrünen, kurzgeschnittenen Rasen, und der Garten, in dem einige hohe, schattenspendende Bäume standen, endete vor blauen Fluten.

Metal nahm an, daß er sich auf der Erde befand.

Aber wo, auf welchem Erdteil, das entzog sich seiner Kenntnis.

Er fragte sich, ob ihn Mago und seine Schergen hier versteckt hatten. Durfte er es wagen, das Haus zu verlassen? Oder war es besser, drinnenzubleiben und so zu tun, als wäre das Blockhaus unbewohnt? Wohin hatte sich Mago mit seinen Schergen begeben? Wann würden sie wiederkommen?

Viele Fragen, auf die Metal keine Antwort wußte.

Ein starkes Schwindelgefühl packte ihn, und er mußte sich an einer

Kommode festhalten, um nicht umzufallen. Benommen schüttelte er den Kopf. Schwäche kroch in seine Beine, und sie wollten ihn nicht mehr tragen.

Sich mit den Händen abstützend, kehrte er zum Bett zurück. Ächzend sank er darauf nieder, legte sich auf den Rücken und schloß die Augen.

Kindergeschrei drang durch die geschlossenen Fenster. Metal reagierte mit Zorn darauf. Er hätte den kleinen Krakeelern am liebsten den Hals umgedreht, und wenn sie nicht bald still waren, würde er es auch tun.

»Menschen!« knurrte der Silberdämon verächtlich. Menschen waren ihm zuwider.

Es gab so viele Dimensionen und Welten. Warum mußte ihn Mago ausgerechnet auf die Erde bringen?

Der Lärm der spielenden Nachbarkinder nahm zu, und es zuckte gefährlich in Metals Gesicht. Er wollte seine Ruhe haben.

Als der Schwächeanfall abebbte, stand Metal abermals auf. Er trat ans Fenster. Auf dem Nachbargrundstück lag eine junge Frau in einem bequemen Liegestuhl.

Sie trug einen knapp sitzenden roten Bikini und hatte eine atemberaubende Figur. Ihr Gesicht wurde zum Großteil von einer riesigen Sonnenbrille verdeckt. Der Rest war hinter einer Illustrierten verborgen.

Drei Kinder sausten mit Federschmuck und Kriegsbemalung um sie herum. Sie schrien sich die Lungen aus dem Hals und knallten mit Trommelrevolvern.

Die Frau mußte entweder taub sein oder stählerne Nerven haben. Sie nahm von den tollenden Kindern keine Notiz.

Metal trat auf die schattige Veranda. Hier draußen war der Lärm der Kinder doppelt so laut. Verdrossen zog Metal die Silberbrauen zusammen. Eine steile Unmutsfalte stand über seiner Nasenwurzel.

Einer der kleinen »Indianer« kämpfte sich durch die Büsche, die an mehreren Stellen die Grundstücke voneinander trennten.

Der Junge blieb erschrocken stehen, als er Metal erblickte. Im Moment unterschied sich der Silberdämon so gut wie gar nicht von einem Menschen.

Metal blickte den Kleinen feindselig an. Das Kind hatte Angst vor ihm, lief aber nicht weg, sondern starrte ihn mit großen Augen an.

»Bist du unser neuer Nachbar?« fragte der »Indianer«. »Ich heiße Timothy. Meine Freunde nennen mich Tim. Aber jetzt bin ich der Häuptling ›Großer Bär‹.«

»Timothy!« drang eine Frauenstimme durch die Büsche, und dann erschien die Bikinischönheit. »Oh…« Sie stutzte, als sie Metal sah, wußte nicht, ob sie bleiben oder umkehren sollte, hätte jetzt wohl

gern ein bißchen mehr angehabt.

Mit schnellen Schritten ging sie zu dem Jungen und griff nach seiner Hand.

»Das ist unser neuer Nachbar, Mom«, sagte Tim. »Er ist ein sehr großer Mann, nicht wahr? Er ist bestimmt viel stärker als Daddy.«

»Wirst du wohl still sein?« sagte die brünette Frau verlegen. »Ich habe dir ausdrücklich verboten, das Nachbargrundstück zu betreten. Wenn du nicht gehorchen kannst, wirst du von nun an im Haus bleiben.« Die Frau, wandte sich an Metal. »Entschuldigen Sie die Belästigung, Sir. Ich bin Mrs. Willoby. Jane Willoby. Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen Tim von nun an Ihren Frieden läßt. Wenn mein Mann nach Hause kommt, werde ich ihn bitten, Sie zu einem Drink einzuladen. Die neue Nachbarschaft muß begossen werden… Nun komm schon, Timmy. Du bist ein unmögliches Kind. Immer muß ich mich deinetwegen entschuldigen.«

Die Frau führte den Jungen auf das Nachbargrundstück zurück, begab sich ins Haus, und als sie wiederkam, trug sie ein cremefarbenes Sommerkleid. Besser, dein Mann bleibt, wo er ist, dachte der Silberdämon grimmig.

***

»Silver!« brüllte ich, und meine Kopfhaut zog sich zusammen, aber ich konnte nicht verhindern, daß die Feuerlanzen ihr Ziel trafen.

Roxane schrie auf, wankte, schlug die Hände vors Gesicht, taumelte mehrere Schritte zurück und fiel auf einen Stuhl.

»Was hast du getan?« rief ich erschüttert.

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Sei unbesorgt, Tony. Es sah schlimmer aus, als es ist. Ich habe die, Kraft der Feuerblitze erheblich gedrosselt. Dachtest du im Ernst, ich würde es übers Herz bringen, Roxane zu töten? Boram hat sie geschwächt, und ich habe noch etwas nachgeholfen, damit sie Vicky nicht gefährlich werden kann. Der Magieschock hat sowohl Roxane als auch Arma getroffen. Wenn wir Glück haben, hält er so lange an, bis ich weiß, wie ich Roxane helfen kann.«

Ich begab mich zu der Hexe aus dem Jenseits. »Roxane! Roxane, hörst du mich?«

Das schwarzhaarige Mädchen reagierte nicht.

Ich griff nach ihren Händen und zog sie langsam nach unten. Roxane ließ es geschehen. Mir kam es vor, als hätte sie keinen eigenen Willen mehr.

Völlig apathisch saß die Hexe aus dem Jenseits da. Sie schien von ihrer Umgebung nichts mehr wahrzunehmen. Ihr Blick war in eine weite Ferne gerichtet.

Ich musterte Mr. Silver mit sorgenvoller Miene. »Bist du sicher, daß

du ihr nicht zu arg zugesetzt hast? Wird sie sich davon wieder erholen?«

»Bestimmt, Tony«, sagte der Ex-Dämon. »Und vorläufig ist die Gefahr gebannt.«

»Es tut mir in der Seele weh, sie so dasitzen zu sehen«, sagte ich.

»Mich schmerzt es genauso, aber ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte etwas tun, um die Gefahr zu bannen. Arma hätte jederzeit wieder auftrumpfen können. Stell dir vor, wir beide wären nicht zu Hause gewesen, Arma hätte sich ein Messer aus der Küche geholt und sich damit auf Vicky gestürzt…«

Ich schluckte und sagte heiser: »Nein, Silver, das stelle ich mir lieber nicht vor.«

***

Die Dämmerung setzte ein, und im Nachbarhaus brannte Licht.

Metal hockte im düsteren Wohnzimmer und überlegte seine Situation. Fürs erste war er in diesem Blockhaus ganz gut aufgehoben, deshalb würde er es nicht verlassen.

Er würde sich selbständig beobachten und auf den Moment warten, wo er wieder voll bei Kräften war. Es ging ihm jetzt schon, seit dem Erwachen, wesentlich besser.

Sein Körper hatte wirksam begonnen, das magische Gift abzubauen. So schwach und elend wie vor ein paar Stunden fühlte er sich nicht mehr. Deutlich spürte er, daß er sich auf dem Wege der Besserung befand.

Der Nachbar kam, um sich vorzustellen und den Silbermann, wie es Mrs. Willoby angekündigt hatte, auf einen Drink einzuladen.

Mr. Willoby war mindestens fünfzehn Jahre älter als seine Frau, war Brillenträger und hatte ein Gesicht, über das die meisten Leute mit Sicherheit lachen konnten. Er grinste verlegen und schien mit den Fingern zu stricken.

»Es… es können natürlich auch zwei oder mehr Drinks werden«, sagte er und lachte nervös, denn Metal war ihm nicht recht geheuer. »Meine Hausbar ist gut bestückt, Mister…«

Er wartete auf Metals Namen, doch der Silberdämon nannte ihn nicht. Kalt und abweisend blickte der Hüne. Willoby hätte erkennen müssen, daß er an keiner gutnachbarlichen Beziehung interessiert war.

»Wenn ich… Also wenn ich heute abend ungelegen komme, können wir die Sache auch auf morgen verschieben«, sagte Jerry Willoby. »Meine Frau und ich richten uns ganz nach Ihnen.«

Damit leitete er seinen Rückzug ein.

Rückwärtsgehend bemerkte er: »Nichts für ungut, Sir. Jane erzählte mir, Tim hätte sich unmöglich benommen. Ich möchte mich für

meinen Jungen entschuldigen. Wenn er Freunde mit nach Hause bringt, ist er wie ausgewechselt. Da ist er nicht zu bändigen. Vielleicht haben Sie auch Kinder, dann werden Sie das verstehen.«

Metal schaute den Mann weiterhin nur an.

»Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Abend«, sagte Jerry Willoby krächzend. »Und entschuldigen Sie die Störung. Unsere Tür steht immer für Sie offen, okay? Morgen, übermorgen - wann Sie wollen, können Sie kommen. Ein Glas ist schnell gefüllt.«

Willoby wandte sich um und eilte nach Hause.

Schweiß glänzte jetzt auf seiner Stirn, und unter den Achseln hatte er große feuchte Flecken.

Jane Willoby hatte ein paar Häppchen in der Küche vorbereitet. Als sie die Tür gehen hörte, band sie die kornblumenblaue Schürze ab, zupfte sich die Locken zurecht und setzte ein freundliches Lächeln auf.

Doch in der Diele stand nur ihr Mann.

Jerry Willoby nahm seine Brille ab und wischte sich nervös über die Augen.

»Was ist, Jerry?« fragte Jane. »Wieso hast du unseren neuen Nachbarn nicht mitgebracht?«

»Er wollte nicht kommen.«

»Du hast dich bestimmt wieder so ungeschickt angestellt, daß du alles verdorben hast. O Jerry, warum kannst du nie etwas richtig machen?«

Willoby setzte seine Brille auf und starrte seine Frau wütend an. »Fang nicht schon wieder an, an mir herumzunörgeln, Jane!«

»Nicht so laut. Denk an Timmy.«

»Ach was! Denkst du, der Kleine weiß nicht schon längst über uns Bescheid? Kinder sind sehr empfindsam. Sie spüren, wenn es in einer Ehe kriselt, und das tut es bei uns ziemlich heftig.«

Jetzt wurde Jane ärgerlich. »Ist das meine Schuld?«

»In so einem Fall sind immer beide Teile schuld. Verdammt noch mal, ich habe es satt, daß du in mir immer einen Versager siehst. Es kotzt mich an, daß du tagtäglich auf mir herumhackst. Ich bin, wie ich bin! Finde dich damit gefälligst ab! Und wenn du das nicht kannst, scher dich zum Teufel!«

Jane Willoby sah ihren Mann entsetzt an. »Jerry!«

»Ach, laß mich in Ruhe!«

Er stürmte ins Wohnzimmer. Sie folgte ihm und verlangte, daß er sich entschuldigte, doch dazu war er nicht bereit.

»Und zu unserem Nachbarn gehe ich auch nicht mehr, damit du es weißt!« sagte er schroff. »Mit diesem Kerl stimmt irgend etwas nicht Er stand nur da und sah mich an. Aber mit was für einem Blick. Angst und bange konnte einem davon werden.«

Jane Willoby lachte spöttisch. »Du bist ja so furchtbar leicht

einzuschüchtern, warst immer schon ein Hasenfuß.«
»Er nannte mir nicht einmal seinen Namen.«
»Ich wette, wenn ich ihn eingeladen hätte, wäre er gekommen.«
»Überschätz dich nicht, meine Gute.«
»Soll ich es dir beweisen?«
»Du bleibst hier! Wir haben es nicht nötig, diesem Idioten in den Hintern zu kriechen. Wenn er nicht kommen will, soll er's bleiben lassen. Vielleicht ist er ein gesuchter Verbrecher, der Angst hat, entdeckt zu werden.« Jerry Willoby wies aus dem Fenster. »Sieh doch mal hinüber. Nicht einmal Licht hat er brennen. Ich sage dir, der Typ spinnt. Ich bin froh, daß er mein Haus nicht betritt.«
»Ja, am liebsten würdest du Fenster und Türen vernageln, damit uns niemand besuchen kann.«
»Zum Geier, ja, ich bin nicht besonders scharf auf Besuche. Ich habe einen harten Job, der mich auslaugt. Ich bin müde, wenn ich nach Hause kommen, und kann auf Gäste verzichten.«
»Das ist wieder mal typisch für dich. An mich denkst du nicht. Daß ich den ganzen Tag keine Ansprache habe, ist dir egal.«
»Du hast Timmy.«
»Timmy!« schrie Jane Willoby und lachte spitz. »Ein sechsjähriges Kind.«
»Er ist dein Sohn.«
»Aber was kann ich mit einem sechsjährigen Jungen schon reden?«
»Verdammt noch mal, warum suchst du dir dann nicht auch einen Job?«
»Und was wird mit Timmy?«
Jerry starrte seine Frau zornig an. »Jane, jetzt reicht es mir aber bald wirklich. Weißt du überhaupt, was du willst? Ich rackere mich ab, damit wir ein halbwegs sorgenfreies Leben führen können, und du hast nichts Besseres zu tun, als mir das Leben zur Hölle zu machen, wenn ich von der Firma nach Hause komme.«
»Ich erwarte mehr Verständnis von dir, mehr Respekt; Und ich will nicht ein Leben lang unter deinem Glassturz stehen!«
»Dann geh doch rüber zu diesem Affen. Trink mit ihm in seinem Haus, und tu, was dir sonst noch Spaß macht, aber laß mir endlich meine Ruhe, sonst vergesse ich mich.«
Ein zorniges Feuer loderte in Janes Augen. »Du drohst mir? Du mickrige halbe Portion wagst es, mir zu drohen? Weißt du denn überhaupt, warum ich dich geheiratet habe? Es war nicht Liebe, wie du vielleicht annimmst. Ich dachte, du würdest in deiner Firma Karriere machen. Den Mund hast du damals ja ziemlich voll genommen. Von Schmuck und wertvollen Pelzen hast du geredet, die du mir eines Tages würdest schenken können. In einem Palast würden wir wohnen. Alles leere Versprechungen.«

»Habgieriges Luder!«
»Blindgänger!«
Jerry Willoby machte zwei schnelle Schritte auf seine Frau zu.
Sie hob trotzig den Kopf und musterte ihren Mann geringschätzig. »Willst du mich schlagen? Na los doch, tu es! Dazu müßte dein jämmerlicher Mut gerade noch ausreichen. Nun komm schon! Schlag mich, du Versager. Zeig, wozu du imstande bist.«
Er gab ihr eine Ohrfeige, die sie beinahe umwarf, und sie hörte auf dem getroffenen Ohr kurze Zeit nichts.
Obwohl ihre Wange wie Feuer brannte, lachte sie ihren Mann aus. »Bravo! Gleich noch mal! Ich sehe, das hat dir gutgetan!«
Jerry Willoby ließ die Schultern verzweifelt hängen. Er sah aus wie eine aufblasbare Puppe, die undicht geworden war.
»Es tut mir leid, Jane, aufrichtig leid, aber du weißt, daß meine Nerven nicht die besten sind. Warum mußt du mich immer bis zur Weißglut reizen?«
Sie funkelte ihn haßerfüllt an. »Du hast mich hinübergeschickt. Ich soll mit unserem Nachbarn tun, was mir Spaß macht.«
»Das habe ich doch nur im Zorn gesagt.«
»Der Mann sieht sehr gut aus. Viel besser als du. Warum sollte ich nicht hinübergehen?«
»Warum?« wetterte Jerry Willoby. »Weil du eine verheiratete Frau bist.«
»Verheiratet mit einer Null!« sagte Jane Willoby eisig. »Ich hätte Stewart Mason haben können. Er ist heute im Aufsichtsrat eines der größten Elektronikkonzerne des Landes…«
Willoby lachte laut. »Mit Stewart hättest du trotzdem nicht sehr viel Spaß gehabt. Alle Welt weiß, daß er für Frauen nicht mehr übrig hat, als ein nettes, Lächeln.«
Jane verließ das Wohnzimmer.
»Wohin gehst du?« rief ihr Jerry Willoby nach.
»Dorthin, wohin du mich geschickt hast«, sagte Jane spöttisch. »Ich bin eine gehorsame Frau.«
»Du bleibst hier!«
Jane öffnete die Tür.
»Verdammt, Jane, komm zurück! Ich entschuldige mich auch für alles, was ich gesagt und getan habe.«
Sie trat aus dem Haus.
»Jane, wenn du zu diesem Typ gehst, sind wir geschiedene Leute.«
»Darauf lasse ich es ankommen«, sagte Jane und schloß die Tür hinter sich.

***

Die Entwicklung mit Tucker Peckinpah schmeckte Mr. Silver und mir

so sehr nicht, daß wir uns einig waren, der Sache auf den Grund gehen zu müssen. Was der Industrielle getan hatte, entsprach nicht seinem Wesen.

Vicky Bonney hatte schon den Vorschlag gemacht, nach New York zu reisen und mit Peckinpah zu reden, doch ich hatte ihr davon abgeraten. Es war besser, wenn Mr. Silver und ich uns um die Angelegenheit kümmerten.

Der Zauberer Angelo d'Alessandro hatte Peckinpah der Hölle zugespielt.

Ich hatte befürchtet, meinen Partner nie mehr wiederzusehen - oder in die Hölle gehen zu müssen, um ihn zurückzuholen.

Nun, es war nicht nötig gewesen; er war selbst wiederaufgetaucht, und er hatte Maßnahmen gesetzt, die für ihn vor seinem Ausflug in die Hölle undenkbar gewesen wären.

Wir mußten ihn sehen, mit ihm reden - und ihm helfen, falls er Hilfe brauchte.

Um zu erfahren, wo der Industrielle sich aufhielt, suchten wir seinen Anwalt Dean McLaglen in dessen Haus auf.

James, der Butler, öffnete uns. Ein hagerer, steifer, aber nicht unsympathischer Mann. Wir hatten uns nicht angemeldet, waren aber sicher, daß uns McLaglen empfangen würde.

»Ist Mr. McLaglen zu Hause?« wollte ich wissen.

»Ja, Mr. Ballard. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Der Butler führte uns in das geräumige Arbeitszimmer des Rechtsanwalts.

McLaglens Kopf glänzte wie eine Billardkugel. Er hätte Werbung für eine Enthaarungscreme machen können. Wie Telly Savalas sah er aus.

Er reichte uns die Hand und bot uns Platz an. Wir setzten uns in tiefe, bequeme Ledersessel. James servierte unaufgefordert Drinks. Wenn wir sie nicht wollten, konnten wir sie stehenlassen.

Nachdem sich der Butler zurückgezogen hatte, faltete Dean McLaglen die Hände, als wollte er beten.

»Was führt Sie zu mir?«

Sein Blick pendelte zwischen Mr. Silver und mir hin und her. Er sah es als seine Aufgabe an, Tucker Peckinpahs Geschäfte während dessen Abwesenheit in seinem Sinn weiterzuführen.

»Hört man was Neues von Peckinpah?« erkundigte ich mich.

McLaglen schüttelte den kahlen Kopf. »Nicht das geringste. Außer einem Anruf und der telegrafischen Bestätigung kein Lebenszeichen von Mr. Peckinpah.«

»Er kratzte sein ganzes Kapital zusammen, um den dicksten Fisch bisher an Land zu ziehen, nicht wahr?« sagte ich.

»Diesen Grund nannte er«, bestätigte McLaglen.

»Er sagte Ihnen jedoch nicht, um was für ein großes Geschäft es sich

dabei handelt.«
»Mit keiner Silbe«, erwiderte McLaglen.
»Könnte es sein, daß sich das Geschäft am Rand der Legalität bewegt - oder überhaupt ungesetzlich ist?«
Der Rechtsanwalt schaute mich groß an. »Sie kennen Mr. Peckinpah seit vielen Jahren, Mr. Ballard. Hat er in dieser langen Zeit schon einmal, auch nur ein einziges Mal, ein krummes Geschäft getätigt?«
»Nun, ich muß gestehen, ich hatte kaum Einblick in seine Geschäfte. Ich interessierte mich auch nie dafür.«
»Würden Sie diesem Mann eine unreine Gangart zutrauen, Mr. Ballard?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. McLaglen, bisher wäre so etwas für mich undenkbar gewesen. Ebenso undenkbar war für mich bis vor kurzem, daß Tucker Peckinpah solche harte Maßnahmen setzt. Er war in all den Jahren niemals rücksichtslos. Etwas hat sich geändert. Möglicherweise hat er sich geändert, und Mr. Silver und ich sind der Ansicht, daß wir uns um unseren Partner kümmern sollten.«
Dean McLaglen nickte.
Wir tranken.
McLaglen strich sich mit der Hand über die Glatze, als wollte er sein nicht vorhandenes Haar ordnen.
»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte der Rechtsanwalt. »Wenn Sie denken, daß ich Sie irgendwie unterstützen kann, lassen Sie es mich wissen.«
»Kennen Sie den derzeitigen Aufenthaltsort von Tucker Peckinpah?«
»Leider nein.«
»Aber Sie haben sich sicher schon Gedanken darüber gemacht, um was für ein tolles Geschäft es sich handeln könnte, hinter dem Peckinpah her ist«, schaltete sich Mr. Silver ein. »So viele große Fische gibt es für unseren Partner wohl kaum, und da er aus New York anrief, müßte dort der Schlüssel zu finden sein.«
»Der größte Fisch für Mr. Peckinpah wäre zweifellos Blackthorn Petrol«, sagte Dean McLaglen. »Das ist eine große private Ölfirma, die nach einem finanzstarken Geldgeber Ausschau hält. Die Gewinnbeteiligung soll einmalig sein. Blackthorn Petrol hat Schürfrechte in Mittelamerika erworben, und die Geologen behaupten, das Ölvorkommen, auf das man stoßen würde, hätte gigantische Ausmaße.«
»Warum finanziert Blackthorn Petrol die Sache nicht selbst? Die Banken wären doch bei solchen Aussichten bestimmt nicht abgeneigt, das erforderliche Kapital vorzustrecken«, sagte ich.
»Mittelamerika ist ein politisch ziemlich unruhiges Gebiet, wie Sie wissen.«
»Das bedeutet, daß ein Geldgeber mit einem gewissen Risiko zu

rechnen hat«, sagte Mr. Silver.
McLaglen nickte. »Das ist der Haken. Deshalb wollte bisher noch niemand anbeißen.«
»Tucker Peckinpah aber will das Wagnis auf sich nehmen«, meinte ich.
»So sieht es aus«, sagte McLaglen. »Es kann aber auch die falsche Fährte sein.«
»Wem gehört Blackthorn Petrol?« wollte Mr. Silver wissen.
»Das Unternehmen wird von zwei Brüdern geleitet, von Patrick und Jim Blackthorn«, antwortete der Rechtsanwalt.
»Seriöse Leute?« fragte ich.
»Ich denke schon«, erwiderte McLaglen. »Ich habe mit Patrick Blackthorn telefoniert. Er sagte, er hätte keine Ahnung, wo Mr. Peckinpah stecke. Ich fragte ihn, ob Mr. Peckinpah mit ihm und seinem Bruder nicht in Verhandlung stehe. Er sagte nein, aber das muß nicht stimmen. Vielleicht wollen sie noch nicht über das Geschäft reden, bevor es unter Dach und Fach ist. Es kann durchaus sein, daß Mr. Peckinpah darum gebeten hat, die Angelegenheit vorläufig noch geheimzuhalten.«
»Wenn wir also wissen wollen, wo unser Partner ist, müssen wir uns an die Blackthorn-Brüder halten, nicht wahr?« faßte ich zusammen.
»Ja, aber es wird nicht leicht sein, den Blackthorns etwas zu entlocken, was sie nicht sagen wollen«, meinte Dean McLaglen.
Mr. Silver lächelte. »Ich denke, ich kann es schaffen, die beiden zum Reden zu bringen.«
»Möchten Sie, daß ich Sie drüben anmelde?« fragte der Rechtsanwalt.
Ich schüttelte den Kopf. »Vielleicht ist es besser, wenn wir dort unangemeldet erscheinen. Damit nehmen wir ihnen die Möglichkeit, sich irgendwelche Antworten zurechtzulegen, die uns nicht zufriedenstellen.«

***

Als Mago kam, brachte er nur einen Höllenschergen mit.
Metal empfing die beiden im Wohnzimmer. Der *Schwarzmagier* musterte ihn.
»Wie geht es dir?«
Metal nickte zufrieden. »Ich komme merklich wieder zu Kräften.«
»Die Speerspitze saß ziemlich tief in deinem Fleisch.«
»Wo ist sie? Ich würde das Ding gern sehen«, sagte Metal.
»Ich habe sie zerstört, und ich habe mit schwarzer Magie deine Genesung beschleunigt. Dennoch wird es noch eine Weile dauern, bis du wieder voll einsatzfähig bist. Du wirst dich zwar bald gesund fühlen, aber deine magischen Kräfte werden erst nach und nach zurückkehren. Deshalb ist es besser, du hältst dich fürs erste im

Hintergrund. Wer gegen Atax kämpfen will, muß im Vollbesitz seiner Kräfte sein, sonst währt sein Leben nur kurze Zeit. Hast du dich hier schon ein wenig eingelebt?«

»Wo sind wir?« wollte Metal wissen.

»Auf der Erde.«

»Das ist mir schon klar, aber auf welchem Kontinent, in welcher Stadt?«

»In New York. Was du dort draußen siehst, ist der Long Island Sound.«

Metal sah den Jäger der abtrünnigen Hexen fragend an. »Warum ausgerechnet New York?«

Das granitgraue Gesicht des Schwarzmagiers verzerrte sich zu einem breiten Grinsen. »Weil auch Atax hier ist.«

***

Atax, die Seele des Teufels, trieb sich in menschlicher Gestalt in der Hudson-Metropole herum. Er nannte sich Scott Donlevy, war fünfunddreißig, groß, kräftig und hatte schwarzes Pomadehaar.

Die Kneipe, in der er saß, war ein übles Lokal. Dealer und Nutten gaben sich hier ein Stelldichein. Schränker, Langfinger und Straßenräuber fühlten sich hier gleichfalls wohl.

Der Abschaum der Stadt war in dieser Kneipe versammelt, und solchen Menschen fühlte sich Atax natürlich zugetan, denn ihre Seelen waren heute schon der Hölle gewiß.

Nur wenige Gäste konnten von sich behaupten, eine reine Weste zu haben. Einige von ihnen hatten sich zufällig hierher verirrt, andere kippten auf dem Heimweg nur noch schnell einen Drink und sahen zu, so rasch wie möglich wieder rauszukommen. Atax sagte diese Atmosphäre zu.

Er, der Herrscher der Spiegelwelt, die alles umkehrte, aus Böse Gut und aus Gut Böse machte, saß hier zwischen diesen gestrandeten Existenzen, und sie hatten keinen blassen Schimmer, wer sich in ihrer Mitte befand.

Wenn er sich ihnen in seiner wahren Gestalt präsentiert hätte, hätten alle, selbst die mutigsten Kerle, in panischem Schrecken die Flucht ergriffen, aber es war nicht seine Absicht, sich hier zu erkennen zu geben. Er befand sich gewissermaßen inkognito in dieser Kneipe.

Die Seele des Teufels wartete auf einen Mann namens Larry Bloom. Es war noch Zeit, bis der Mann eintraf.

Wenn er die Kneipe aber betrat, würden seine Minuten gezählt sein, denn Atax hatte vor, ihn zu töten.

***

»Atax ist ebenfalls in New York?« fragte Metal. »Was will er hier?«

Mago zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich noch nicht, aber ich

werde es herausfinden, und ich werde dafür sorgen, daß ihm eine Serie von Mißerfolgen beschieden ist. Vielleicht nennt ihn Asmodis eines Tages unverblümt einen Versager. Das wird Atax' Situation komplizieren, und er müßte alle Anstrengungen unternehmen, um bei Asmodis nicht in Ungnade zu fallen, denn eine größere Schmach, als daß er als Versager vor dem Tribunal der Dämonen landet, könnte es für die Seele des Teufels nicht geben. Ich werde alles, was er unternimmt, stören, aber ich werde nicht offen gegen ihn kämpfen, noch nicht.«

»Wenn Asmodis ihn fallenläßt, wird dieser Kampf nicht nötig sein«, sagte Metal.

Der Schwarzmagier lachte. »Um so besser.«

Metal plante, auf jeden Fall sein eigenes Süppchen zu kochen und auf der Hut zu sein. Er würde so tun, als stünde er hundertprozentig auf Magos Seite, doch sowie das zu gefährlich wurde, würde er rechtzeitig abspringen.

Der Silberdämon erfuhr, daß das Haus von einem Mann gemietet worden war, der der Hölle nahestand.

Solche Menschen gab es überall auf der Welt, und die Dämonen bedienten sich ihrer, wenn sie sie brauchten.

Mago fragte nach den Nachbarn, und Metal sprach über die Willobys, die er kennengelernt hatte.

»Keinen Kontakt zu ihnen«, sagte Mago.

»Ich bin nicht erpicht auf die Gesellschaft von Menschen«, bemerkte Metal.

»Besser, wir fallen nicht auf. Wir sind hier, um uns auf Atax zu konzentrieren. Komplikationen sollten tunlichst vermieden werden.«

»Ich bin ganz deiner Meinung«, sagte Metal.

Im selben Moment klopfte es.

Der Schwarzmagier stieß einen ärgerlichen Zischlaut aus, und sein Scherge griff sofort zur Höllenpeitsche.

»Sieh nach, wer das ist«, verlangte Mago von Metal.

Der Silberdämon begab sich zum Fenster und schob den Vorhang ein Stück zur Seite.

»Jane Willoby, die Nachbarin.«

»Wimmle sie ab!« verlangte Mago und zog sich mit dem ghoulähnlichen Wesen, das ihm treu ergeben war, zurück.

Metal begab sich zur Tür und öffnete. Jane Willoby lächelte ihn freundlich an: Ihr Blick huschte interessiert an ihm auf und ab.

»Ja?« fragte Metal frostig.

»Es, es ist mir ein bißchen peinlich«, sagte die junge hübsche Frau. »Ehrlich gesagt, ich weiß nicht recht, was ich sagen soll. Mein Mann und ich… Naja, wir hatten eine kleine Meinungsverschiedenheit. Wir verstehen uns schon seit ein paar Jahren nicht mehr so recht, bleiben

nur wegen Timmy beisammen. Sie haben den Jungen ja heute kennengelernt… Und meinen Mann kennen Sie jetzt auch. Er ist nicht gerade das, was man als Traummann bezeichnen kann, nicht wahr, und sicherlich haben Sie festgestellt, daß ich überhaupt nicht zu ihm passe…«

»Es ist Ihre Sache, das geht mich nichts an«, sagte Metal ungeduldig. Er hätte die Tür am liebsten zugeknallt.

»Ich machte Jerry Vorwürfe, weil er Sie nicht mitbrachte. Er hat in seiner tolpatschigen Art wohl wieder alles verkorkst, stimmt's?«

»Nein. Ich wollte nicht rüberkommen.«

»Oh…« Jane Willoby lachte gekünstelt. »Offengestanden, jetzt komme ich mir ein bißchen dumm vor. Mein Mann hat mich geohrfeigt, und ich möchte ihn dafür büßen lassen. Wäre es nicht möglich, daß ich auf einen Drink zu Ihnen reinkomme? Nur, damit Jerry zu Hause vor Eifersucht zerplatzt.«

»Hören Sie, Mrs. Willoby…«

»Wenn Sie nichts zu trinken im Haus haben, ist es mir auch recht. Dann vertreiben wir uns die Zeit eben anderswie.«

»Ich werde Sie nicht in mein Haus lassen, Mrs. Willoby. Ich möchte, daß Sie heimgehen.«

»Haben Sie Angst vor meinem Mann? Das ist nicht nötig. Jerry ist eine Flasche.«

»Gehen Sie!« knurrte der Silberdämon. »Gehen Sie endlich!«

Wütend rammte er die Tür zu.

So etwas war Jane Willoby noch nie passiert. Sie sah gut aus. Im allgemeinen fühlten sich die Männer geehrt, wenn sie ihnen ihre Aufmerksamkeit schenkte.

Sollte Jerry ausnahmsweise mal recht haben? Handelte es sich bei diesem unfreundlichen Kerl tatsächlich um einen Verbrecher, der soviel Dreck am Stecken hatte, daß er den Kontakt zur Nachbarschaft peinlichst meiden mußte?

Befand sich der Hüne nicht allein im Blockhaus? Hatte er sie deshalb nicht eingelassen?

Jane Willoby war eine sehr neugierige Person. Geheimnisse waren für sie die reinste Folter, deshalb wollte sie sich Gewißheit verschaffen.

Außerdem… Je länger sie von daheim fortblieb, desto mehr kochte Jerry vor Wut, und das gönnte sie ihm. Vielleicht würde sie ihm später eine Lügengeschichte erzählen, daß ihn vor Eifersucht fast der Schlag traf.

Er hatte sie geohrfeigt. Sie wollte zurückschlagen, aber ohne ihre Fäuste zu gebrauchen. Dennoch würden die Treffer genauso schmerzhaft sein.

Jane Willoby schlich an der Vorderfront des Blockhauses entlang,

duckte sich beim ersten Fenster und spähte vorsichtig ins Haus.

Nichts war zu sehen.

Jane, die nicht ahnte, in was für einer entsetzlichen Gefahr sie schwebte, schlich weiter.

Als sie durch das nächste Fenster sah, erblickte sie den großen Mann. Er wandte ihr den Rücken zu, und sie konnte nicht an ihm vorbeisehen.

Durch die Verandatür mußte ein besserer Blick zu erhaschen sein. Jane Willoby wagte sich noch weiter.

Der große Mann schien tatsächlich nicht allein im Haus zu sein. Die junge Frau hatte vorhin den Eindruck gehabt, er würde mit jemandem sprechen. Sie rechnete damit, die andere Person gleich zu sehen.

Behutsam brachte sie ihr Gesicht dem Glas näher. Obwohl es nicht nötig gewesen wäre, schirmte sie die Augen ab, und was sie dann sah, raubte ihr vor Schreck beinahe den Verstand.

Im Blockhaus befand sich ein grauenerregender Kerl. Er mußte maskiert sein, eine andere Erklärung hatte Jane Willoby nicht.

Seine Haut war granitgrau, er hatte spitze Ohren, war hager, und zwischen seinen Lippen erschien immer wieder eine schwarze Schlangenzunge.

Entsetzt zuckte Jane Willoby zurück. Ihr Herz klopfte bis in den Hals hinauf. Diese Maske war so abscheulich, daß der Frau der kalte Schweiß ausbrach.

Was waren das für Leute?

Ein Geräusch drang an Janes Ohr, und sie wirbelte wie von der Natter gebissen herum.

Da traf sie ein weiterer Schock mit großer Wucht, denn sie sah sich einem anderen Monster gegenüber.

Magos Scherge bleckte die gelben Rattenzähne. Der gedrungene Kerl holte mit der Peitsche aus. Obwohl die junge Frau keine Ahnung hatte, welche Kraft in dieser Waffe steckte, wollte sie grell um Hilfe schreien, doch ihre Stimme versagte.

Sie hörte das Pfeifen der Höllenpeitsche, und spürte den schmerzhaften Biß, als das schwarze Leder traf und sich um ihren Hals schlang, und dann durchtobte ein schrecklicher Brand ihren Kopf…

***

Zum x-tenmal nahm Jerry Willoby seine Brille ab und rieb sich die Augen und die Nasenwurzel. Er hatte die Nerven verloren, und es tat ihm schrecklich leid. Sie stritten sich in letzter Zeit ziemlich oft, doch so sehr hatte er sich bisher noch nie vergessen.

Teufel auch, warum mußte ihn Jane nur immer so reizen? Er wußte, daß er kein Adonis war, und das, was er ihr vor der Hochzeit versprochen hatte, konnte er größtenteils nicht halten.

Es lag nicht allein an ihm.

Schon auch an ihm, aber nicht nur.

Er war auch ein Opfer der Umstände. Anfangs hatte es in seiner Firma für ihn recht gut ausgesehen. Man hatte ihm traumhafte Aufstiegsmöglichkeiten in Aussicht gestellt, aber dann war der Seniorchef gestorben, sein Sohn hatte das Unternehmen übernommen, umgruppiert, umstrukturiert, nach straffen, profitträchtigen Gesichtspunkten rationalisiert, und plötzlich konnte Jerry Willoby von Glück reden, überhaupt noch in der Firma bleiben zu können.

Hatte er das wissen können? Er war kein Prophet.

Natürlich blieb das große Geld aus, es gab kein prächtiges Haus für Jane, nicht allzuviel Schmuck, und die Pelze, die in ihrem Schrank hingen, waren Imitationen.

Sie hatte ihn seiner großen Zukunft wegen geheiratet. Doch ihre Rechnung war ebensowenig aufgegangen wie seine.

Seit Jane das erkannt hatte, war sie unzufrieden, nörgelte an ihm und an ihrem gemeinsamen Leben herum, und er glaubte, daß sie ihn sogar mit anderen Männern betrog, aber er hatte keine Beweise.

Er hatte ihr verboten, nach nebenan zu gehen. Sie hatte es dennoch getan, und das ärgerte ihn maßlos. Vielleicht war es wirklich das Beste, sie ließen sich scheiden.

Was hatte er davon, wenn er allabendlich die Hölle zu Hause erlebte. Lieber ein Ende mit Schmerzen, als Schmerzen ohne Ende.

Willoby trank bereits seinen dritten Whisky, und er blickte immer wieder auf die Uhr. Die Zeiger schienen festzukleben. Die Zeit verging nicht.

Jerry Willoby überlegte, ob er Jane zurückholen sollte, doch dann schüttelte er den Kopf.

»Soll sie doch hingehen, wo der Pfeffer wächst!« knurrte er und goß sich sein Glas wieder voll.

Verdammt, er schuftete sich die Seele aus dem Leib, und das war Janes Dank dafür. Er wollte sie nicht mehr sehen, nie mehr.

Aber das meinte er nicht wirklich ernst, denn er liebte seine Frau trotz allem immer noch, und er hoffte, daß sie gemeinsam diese lange Krise irgendwann überwinden würden.

Man kann sich zusammenraufen…

Aber wenn Jane nicht bald zurückkam, vermauerte sie sich selbst diesen Rückweg, denn dann mußte er annehmen, daß sie dort drüben Gott weiß was anstellte, und so eine Frau wollte er nicht wiederhaben.

Die konnte der Nachbar dann gleich ganz behalten.

Wieder trank er. Schon längst spürte er die Wirkung des Alkohols, und er konnte schon nicht mehr gerade stehen.

Jerry Willoby torkelte zum Fenster. Alles verschwamm vor seinen Augen. Er hatte den Whisky in seiner Wut viel zu schnell und

unkontrolliert getrunken.

Der Alkohol lähmte sein Gehirn, und er wußte, daß er es nicht schaffen würde, auf Janes Heimkehr zu warten. Außerdem würde sie ihren Spaß mit ihm haben, wenn er sie so volltrunken empfing.

Er wollte nicht, daß sie ihn schon wieder auslachte.

Wie ein Seemann bei Windstärke zehn ging Jerry Willoby durch das Wohnzimmer. Er stürzte über einen Stuhl, fluchte lallend, rappelte sich hoch und ging weiter.

Als er die Treppe hinaufstieg, hielt er sich mit der Linken am Handlauf fest, und mit der Rechten stützte er sich an der Wand ab.

Trotzdem rutschte er von einer der Stufen ab und legte den Rest der Treppe auf allen vieren zurück.

Im Schlafzimmer ließ er sich ächzend auf das breite Doppelbett fallen und war froh, daß Timmy ihn so nicht sehen konnte. Er hätte sich vor seinem Jungen in Grund und Boden geschämt.

Das Schlafzimmer drehte sich wie ein Karussell, und das Bett schaukelte so wild, als wollte es ihn abwerfen. Er grätschte die Beine und spreizte die Arme ab, aber das Drehen und Schaukeln hörte nicht auf.

Es nahm zu, wurde unerträglich. Jerry Willoby rollte sich auf den Bauch, aber auch das half nicht. Als er es im Bett nicht mehr aushielt, wankte er ins Bad und erbrach sich.

Er wusch sein heißes Gesicht mit kaltem Wasser, und dann war ihm ein wenig leichter.

Als er aus dem Bad trat, vernahm er ein Geräusch. Er nahm an, daß Jane nach Hause gekommen war. Mit unsicherem Schritt begab er sich zum Ehebett. Er hatte es noch nicht erreicht, da hörte er das leise Knarren der Kinderzimmertür.

Immer wieder nahm er sich ganz fest vor, die Tür zu ölen, und immer wieder vergaß er es.

Er nahm die Brille ab und legte sie auf den Nachttisch. Jane würde gleich kommen, und er überlegte, ob er so tun sollte, als würde er schon schläfern.

Es war vielleicht das Beste.

Erst mal eine Nacht über all den Ärger schlafen. Morgen konnte er sich dann mit klarem Kopf und mehr Distanz mit Jane aussprechen.

Er wollte sich gerade das Hemd aufknöpfen, da öffnete sich schon die Schlafzimmertür. Jane!

Sie trat einen Schritt vor, und das Licht der Nachttischlampe fiel über ihr Gesicht. Willoby prallte zurück, als hätte ihn ein unsichtbarer Blitz getroffen.

Das gibt es nicht! Das ist unmöglich! schrie es in ihm.

Im Türrahmen stand eine Frau. Es mußte Jane sein, sie hatte ihre Figur und ihr Kleid an, aber Jane hatte kein Gesicht mehr. Sie trug

einen grinsenden Totenschädel auf ihren Schultern!

Willoby riß die Augen auf. Er konnte nicht fassen, was er sah. Er bildete sich ein, vor einem Trugbild zu stehen. Wahnsinn! Nie wieder wollte Jerry Willoby einen Tropfen Alkohol trinken.

Der Schock hatte Jerry Willoby schlagartig ernüchtert. Glasklar konnte er jetzt wieder denken, aber er konnte diesen Horror nicht begreifen. Wieso war aus seiner Frau ein Monster geworden?

Fingerdick glänzte der Schweiß auf Willobys Stirn. Er hatte keine Zeit, zu überlegen, ob das, was er sah, wahr war und wieso es sein konnte. Er mußte sich in Sicherheit bringen - und Timmy!

»Timmy!« brüllte Willoby. Das Kinderzimmer lag gleich neben diesem Raum; der Junge mußte ihn hören. »Lauf, Timmy! Lauf aus dem Haus! Hol Hilfe! Aber komm nicht hier rein, und geh nicht zu dem Mann im Blockhaus! Hast du mich verstanden? Hol schnell Hilfe!«

Nach Sekunden tauchte ein verschlafenes Gesichtchen im Türrahmen auf. Bevor Jane reagieren konnte, schrie Willoby: »Timmy! Lauf schon. Lauf! Hol Hilfe!«

Der Junge schaute zur Gestalt hoch, die vor ihm stand. Daß es seine Mutter war, begriff er offensichtlich gar nicht. Aber er sah den Totenkopf und wetzte davon.

Jane setzte sich langsam in Bewegung. Aus leeren Augenhöhlen sah sie ihren Mann an. Jerry Willoby zweifelte an seinem Verstand, aber wie konnte er etwas so deutlich sehen, wenn es nicht Realität war?

Willoby leckte sich aufgeregt die Lippen. Er streckte seiner Frau die linke Hand abwehrend entgegen.

»Bleib stehen, Jane!«

Sie ging weiter.

»Was hast du vor, Jane?«

Wenn er nicht zurückgewichen wäre, hätte ihre Brust seine Hand berührt. Eiskalte Schauer durchtobten ihn. Unten knallte die Haustür. Wenigstens Timmy war draußen, war gerettet.

»Jane, was ist passiert?« fragte Willoby heiser. »Kannst du nicht mehr sprechen? Hat der Kerl von nebenan das getan? Verstehst du überhaupt, was ich sage?«

Jane blieb ihm die Antworten schuldig.

Dem verstörten Mann kam es so vor, als würde der bleiche Totenschädel immer größer werden. Schritt um Schritt wich er zurück. Vom Schlafzimmer aus führte eine Tür ins Bad. Willoby ging rückwärts darauf zu: Jane folgte ihm.

Willoby wollte sie aussperren. Er hoffte, daß Hilfe kam, bevor dieses Ungeheuer die Tür aufbrach. Bestimmt war Jane jetzt dazu in der Lage. Er hielt sie für sehr stark.

Schwungvoll schmetterte er die Tür zu, doch Jane reagierte mit

verblüffender Schnelligkeit. Ihr Fuß zuckte vor, die Tür krachte dagegen, und die Frau mit dem Totenschädel rammte sie mit der Schulter wieder zur Seilte.

Todesangst schnürte dem Mann die Kehle zu.

Gehetzt schaute er sich nach einem Gegenstand um, mit dem er sich verteidigen konnte. Er packte den Stiefelknecht, schwang ihn hoch, und als Jane den nächsten Schritt machte, schlug er ihr das Holzgestell mit großer Wucht auf den Kopf.

Das Holz zerbrach.

Jerry Willoby hatte damit gerechnet, daß der Totenkopf-Zombie zu Boden gehen würde, doch Jane stand weiterhin sicher auf den Beinen. Der gewaltige Schlag zeigte nicht die geringste Wirkung.

Willobys Panik uferte aus, und als Jane ihn mit harten Händen packte und ins Schlafzimmer zurückzerrte, brüllte er wie am Spieß. Er schlug blind vor Angst auf sie ein. Seine Fäuste trafen immer wieder den skelettierten Kopf, doch er schlug sich daran nur die Knöchel blutig.

Sie ließ nicht von ihm ab.

Ihre Hände griffen nach seiner Kehle. Er stieß ihre Arme schreiend zur Seite und wollte an ihr vorbeirennen, doch ihr Faustschlag, der ihn brutal in der Leibesmitte traf, zwang ihn, sich keuchend zusammenzukrümmen.

Jane schlug noch einmal zu.

Dieser Treffer warf ihn rücklings auf das Bett. Sofort war der Totenkopf-Zombie über ihm, und schon lagen zwei dicke Daunenkissen über seinem Gesicht. Jane preßte die Kissen auf ihn.

Er wehrte sich verzweifelt.

Luft! Luft! schrie es in ihm. Mein Gott, ich ersticke!

Immer kritischer wurde die Atemnot, immer schlaffer wurden seine Bewegungen, bis er nicht mehr die Kraft hatte, sich zu wehren. Seine Arme fielen herab, die Fäuste öffneten sich, die Finger zuckten noch einmal - dann war er tot.

***

Es war Vollmond, und in der Ferne heulte schaurig ein Wolf.

Durch Tannen und Laubbäume strich ein kühler Wind, Grashalme duckten sich, als hätten sie Angst.

Das Unheil näherte sich auf leisen Pfoten.

Noch war es nicht zu sehen, aber zu erahnen, zu fühlen. Hier brach ein Zweig, dort war das gespenstische Schleifen von Blättern zu hören. Ein Nachtvogel kreischte erschrocken und flatterte auf. Angsterfüllt suchte er das Weite, und das Grauen kam näher.

Jetzt Stille…

Aber nur für einen kurzen Augenblick. Dann huschte das

unheimliche Tier weiter durch die Dunkelheit. Immer wieder verharrten die tappenden Schritte einen Moment, dann waren sie wieder zu hören.

Und ein gedämpftes Knurren flog durch die tintige Finsternis.

Plötzlich schnellten dünne Weidenzweige pfeifend auseinander, und die grauenerregende Fratze eines Werwolfs kam zum Vorschein!

Sein Fell war graubraun und gesträubt. In seinen Augen glomm eine gefährliche Höllenglut, und gierig hingen die Lefzen herunter.

Ein hechelndes, schmatzendes Geräusch geisterte durch die unheilschwangere Vollmondnacht, als das Monster sich die Schnauze leckte.

Es trat zwischen den Zweigen hervor, blieb stehen, spreizte die Arme ab und sog das Mondlicht wie ein Schwamm in sich auf.

Der fahle Schein dieser großen buttergelben Scheibe, die dort oben am Himmel hing, verlieh dem Ungeheuer zusätzliche Kräfte. Sein Brustkorb wölbte sich kraftvoll.

Die Pranken des Scheusals streckten sich dem Mond entgegen.

Irgendwo schrie ein Käuzchen.

Der Wolf hob seinen furchterregenden Schädel und prüfte die Witterung. Seine spitzen Ohren zuckten und legten sich dann flach an den Kopf.

Geduckt setzte die Bestie ihren Weg fort. Trockenes Gras knisterte, und der Wolf erreichte einen stillen, alten Friedhof. Er verschwand hinter einem verwitterten Grabstein, setzte über einige Grabhügel und näherte sich einem kleinen, schäbigen Haus, das genauso vergessen wirkte wie der Gottesacker.

Eins der schmalen, vergitterten Fenster war erhellt. Nirgendwo sonst brannte Licht.

Der Werwolf pirschte sich an das Fenster heran, legte die Pranken an die Hauswand und schaute in das Haus. Vor dem rußigen offenen Kamin saß ein alter, hagerer Mann mit schlohweißem Haar.

Es hatte den Anschein, als würde er auf etwas warten. Ab und zu hob er den Kopf und blickte zur Tür, doch niemand trat ein.

Noch nicht!

Das Monster unterdrückte ein gieriges Knurren, glitt an der Mauer entlang und erreichte die verwitterte, morsche Tür.

Mit einem harten Prankenhieb schlug der Werwolf die wackelige Tür auf und trat ein. Obwohl das Scheusal zum Fürchten aussah und kein Zweifel darüber bestand, daß es gekommen war, um grausam zu morden, hatte der alte Mann keine Angst.

Seine Hand zitterte nicht, als er sein Weinglas wegstellte. Er erhob sich unerschrocken und blickte dem Ungeheuer geradewegs in die lodernden Lichter.

Seine schmalen Lippen umspielte ein beinahe erleichtertes Lächeln.

»Ich habe dich erwartet«, sagte er mit fester Stimme.

Nun hatte das Warten ein Ende; der Werwolf duckte sich zum Sprung und schnellte sich ab.

Und er flog mitten hinein in den Zuschauerraum des Kinos, in dem der blutige Horrorstreifen gezeigt wurde.

Es war ein 3-D-Film, und die optischen dreidimensionalen Gags erhöhten den Gruseleffekt, machten das Grauen sozusagen hautnah. Jedermann konnte es spüren, jeden traf es, denn wenn der Werwolf mit vorgestreckten Pranken aus der Leinwand heraussprang, hatte jeder einzelne Zuschauer das Gefühl, es ginge ihm, und nur ihm, ans Leben.

Linda Caan quietschte schrill auf.

Sie war nicht die einzige, die ihrer Angst auf diese Weise Luft machte, und sie warf sich zitternd wie Espenlaub gegen Gary London, der neben ihr saß. Er schlang seine Arme um sie und grinste.

Es hatte wieder einmal prima funktioniert. Dieser Horrorstreifen war doch wirklich ein einmaliger Hit. Kein anderer Film hätte es geschafft, daß Linda sich so eng an ihn gepreßt hätte. Nicht einmal der heißeste Liebesfilm.

Der Horror hatte ihm das Mädchen in die Arme getrieben, und sie war ihm auch noch dankbar dafür, daß er sie nicht wieder losließ.

Wenn er das bei einem anderen Film versucht hätte, hätte ihm Linda eine geknallt, daß man es im ganzen Kinosaal gehört hätte, denn für gewöhnlich war Linda Caan ein ziemlich prüdes Mädchen.

Sie ging ganz gern mal mit einem Jungen aus, aber sie mochte es nicht, wenn die Freunde schon bei der erstbesten Gelegenheit an ihr herumfummelten.

Gary spürte den Druck ihrer großen, festen Brüste. Linda war toll gebaut, und es gab viele Jungs, die Gary um diese Situation beneidet hätten.

Der Film regte sie so sehr auf, daß sie kaum noch auf die Leinwand sehen wollte. Es war das kleinere Übel, Gary London, diesen Windhund, gewähren zu lassen.

Es hatte zu seiner Strategie gehört, zwei Logenplätze zu kaufen, um mit Linda ungestört zu sein, und jetzt krabbelte er sie mit den Händen ab, ohne daß sie etwas dagegen hatte.

Sie spürte es kaum, suchte nur Schutz bei ihm, hätte sich am liebsten in seiner Segeltuchjacke verkrochen. Er küßte ihren Hals, knabberte an ihrem Ohrläppchen, näherte sich ihrem Mund, und während er sie leidenschaftlich küßte, öffnete er zwei Knöpfe ihrer prallgefüllten Bluse und schob seine Hand in ihren BH.

»Wie stark dein Herz klopft«, flüsterte er.

»Nie wieder«, seufzte Linda Caan. »Nie wieder sehe ich mir so einen schrecklichen Film an.«

»Schau nicht hin, befaß dich mit mir, das ist anders aufregend«, sagte Gary London, und er brachte sie tatsächlich soweit, daß sie Wachs in seinen Händen wurde.

Es lebe der Horror! dachte Gary triumphierend.

Als sie das Kinocenter verließen, bebte Linda immer noch, und selbst in Garys Wagen klammerte sie sich erneut an ihn, als hätte sie Angst, der grausame Wolf könnte ihnen folgen.

Gary genoß es, daß das Mädchen, das bisher immer so spröde gewesen war, bei ihm Schutz suchte. Der Horrorstreifen hatte mit dazu beigetragen, daß die Eisschicht, mit der sich Linda Caan umgab, geschmolzen war.

Jetzt rannte Gary offene Türen ein.

Er brachte sie nicht sofort nach Hause, sondern zweigte auf einen Parkplatz beim East River ab, wo sie allein waren.

Ihm fiel auf, daß nicht nur im Film, sondern auch wirklich fast Vollmond war. Die große fahle Scheibe spiegelte sich in den dunklen Fluten, und am gegenüberliegenden Ufef ragte die Skyline von Long Island City auf.

Gary klappte die Lehnen der Sitze um und schob sich auf Linda. Es war ihr recht. Sie wollte nach diesem schaurigen Horror einen Menschen spüren, wollte Zärtlichkeit von ihm empfangen und Zärtlichkeit schenken, um zu fühlen, daß sie lebte…

Bevor sie eine Stunde später vor ihrem Haus aus dem Wagen stieg, ordnete sie noch einmal Bluse und Rock.

»Vielleicht hätte ich es nicht tun sollen«, sagte das Mädchen schuldbewußt und hauchte ihm einen Kuß auf die Wange.

Gary grinste. »Bereust du es?«

»Du denkst wohl jetzt, ich wäre leicht zu haben.«

»Ist doch unwichtig, was ich denke.«

»Mir nicht.«

»Na schön, ich halte dich immer noch für ein anständiges Mädchen. Ich nützte das Glück des Augenblicks.«

»Du hast mich reingelegt.«

»Bist du mir deswegen böse?«

»Mit wie vielen Mädchen hast du dieses hinterlistige Spiel schon gespielt?«

Er winkte ab. »Sie zählen nicht. Wann sehen wir uns wieder?«

»Laß mir ein bißchen Zeit. Ich bin ziemlich durcheinander.«

»Verdammt noch mal, was soll das, Baby? Wir hatten unseren Spaß, und das war richtig. Was willst du viel darüber nachgrübeln? Also was ist? Sehen wir uns morgen?«

»Morgen ist zu früh, Gary.«

»Dann eben nicht«, sagte Gary und zuckte mit den Schultern. »Steig aus.«

»Gute Nacht, Gary.«
Er nickte ärgerlich, und als sie draußen war, brummte er: »Dumme Kuh!«
Dann fuhr er in sein Stammlokal, schwang sich auf einen leeren Hocker und bestellte einen Bourbon.
Ein fleischiger Typ legte ihm den Arm um die Schultern. »Na, du Westentaschencasanova, heute mal allein? Das bin ich von dir nicht gewöhnt.«
Gary London drehte sich halb um und grinste seinen Freund Hank Parrish an. »Vor zehn Minuten habe ich Linda Caan zu Hause abgesetzt.«
Parrish verzog das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Die ist doch kratzig wie eine Distel. Ich verstehe nicht, warum du soviel Zeit mit ihr verplemperst. Es gibt eine Menge Mädchen, denen du nur 'ne Cola zu spendieren brauchst, und schon ist alles geritzt.«
»Bei der einen kommt man mit einer Flasche Cola ans Ziel, bei der andern mit 'ner Kinokarte«, sagte Gary London und wippte vielsagend mit den Augenbrauen.
Hank Parris lachte. »Willst du etwa behaupten, du hättest bei dieser Kratzbürste Erfolg gehabt?«
»Genau, Baby, und sie war bei Gott nicht kratzbürstig.«
»Du hast sie mit diesem billigen Trick drangekriegt?«
»Von wegen billig, 'ne Cola kostet bedeutend weniger als zwei Logenplätze, aber der Aufwand hat sich voll gelohnt.«
Parrish schlug sich auf die Schenkel. »Mann, ich werd' verrückt. Du bist doch wirklich der gerissenste Hund, den ich kenne. Wenn ich eine Tochter in Lindas Alter hätte, würde ich mir einen Ballermann kaufen und dich sicherheitshalber umlegen. Gibt es eine Puppe, die vor dir sicher ist?«
»Kaum.«
»Du schnappst dir sogar die Häßlichste.«
»Bei der achte ich dann eben auf die inneren Werte. Außerdem, einen richtig häßlichen Menschen gibt es nicht. Jedes Girl hat irgendwo irgend etwas Schönes an sich. Du mußt nur gründlich genug suchen.«
»Alter Halunke.« Hank Parrish schlug mit der flachen Hand auf den Tresen und verlangte auch einen Bourbon.
»Sag mal, kennst du Rebecca Rowland?« fragte er.
»Klar, das Blümchen Rühr-mich-nicht an.«
»Hast du's bei der schon mal probiert?«
»Nein, aber die wäre ein lohnendes Versuchsobjekt.«
»Für dich oder für mich?«
»Für uns beide.«
Hank Parrish winkte ab: »Wenn schon, dann will ich die Kleine für mich allein haben.«

»Einverstanden. Kauf morgen zwei Kinokarten für ›Der Wolf‹, und du wirst sehen, alles klappt wie am Schnürchen.«

»Verdammt, das tu' ich, und wenn es nicht funktioniert, hole ich mir von dir das Geld wieder.«

***

Seit sieben Jahren gab es das Kinocenter auf dem Broadway, und seit sieben Jahren arbeitete Larry Bloom hier als Filmvorführer. Wenn alle Apparaturen einwandfrei liefen, führte Bloom ein beschauliches Leben, es kam aber hin und wieder auch vor, daß entweder die Maschinen streikten oder ein Film riß - und wenn mehrere solche Katastrophen zeitlich zusammen fielen, bekam man hier schon, graue Haare.

Aber das war zum Glück sehr selten.

Zumeist verlief Blooms Job ohne irgendwelche Aufregungen.

Fünf Filme standen auf dem Programm. Sie liefen mit unterschiedlichem Erfolg. Der eindeutige Renner in dieser Saison war »Der Wolf«, ein amerikanischer Streifen in 3D, so perfekt gemacht, daß das Grauen nicht zu überbieten war.

Anfangs war der Horrorfilm sogar dem alten Kinohasen Bloom unter die Haut gegangen. Mittlerweile hatte er ihn an die hundertmal gesehen, und nun vermochten ihn die blutigsten und unheimlichsten Szenen nicht mehr zu erschüttern.

Man stumpft ab.

Nachdem die letzte Vorstellung gelaufen war, zog Larry Bloom seinen Arbeitsmantel aus, schlüpfte in eine leichte, helle Sommerjacke und verließ den Vorführraum.

Er wohnte so nahe, daß es sich nicht lohnte, mit dem Wagen zu fahren. Auf dem Heimweg - das war die Regel - gönnte er sich in einer verrufenen Kneipe immer noch zwei schöne große kühle Bierchen.

Daß in dem Lokal die Unterwelt verkehrte, störte ihn nicht. Er hatte mit diesen Leuten noch nie Schwierigkeiten gehabt. Er ließ sie in Ruhe, sie ließen ihn in Ruhe. Es war alles bestens. Er sah keinen Grund, die verrufene Kneipe zu meiden.

Er wohnte gleich um die Ecke, und sie lag direkt auf seinem Heimweg.

Als er das Lokal betrat, hob er die Hand. Der Kellner wußte Bescheid und nickte.

Atax saß an Larry Blooms Tisch, das wußte er. Als er hier eingetroffen war, standen außer diesem noch drei andere leere Tische zur Auswahl. Er hatte sich für Blooms Tisch entschieden, und er irrte sich nicht, daß sich Larry Bloom zu ihm setzen würde.

»Erlauben Sie?« fragte der Filmvorführer und wies auf den freien Stuhl.

»Klar, Mann«, sagte Scott Donlevy alias Atax. »Ich bin froh, wenn mir jemand Gesellschaft leistet.«

Bloom bekam sein Bier. »Danke, Slim«, sagte er und griff nach dem kalten Glas mit der goldenen Flüssigkeit. Er trank mehr als die Hälfte leer. »Ah«, machte er und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Ist schon ein edles Getränk, so ein kühles Blondes.«

Scott Donlevy lachte. »Da sagen Sie was.«

Bloom sagte, er wäre Filmvorführer, und es wäre ziemlich heiß zwischen den fünf Vorführapparaten, die er zu bedienen hätte, deshalb freue er sich allabendlich auf die zwei Bierchen.

»Filmvorführer«, nahm Atax den Faden sofort auf. »Das muß ein hochinteressanter Beruf sein.«

Larry Bloom schmunzelte. Das hatten ihm schon viele gesagt. Sein Job übte auf die Leute eine gewisse Faszination aus.

»Sie können sich ständig Filme ansehen und brauchen nichts dafür zu bezahlen«, sagte Scott Donlevy. »Das finde ich großartig. Ich habe früher als Jugendlicher ein kleines Vermögen ins Kino getragen. Damals gab es noch die ganz großen Stars: Humphrey Bogart, James Stewart, John Wayne… und wie sie alle geheißen haben. Keinen ihrer Filme versäumte ich. Oft ging ich von einem Kino raus und ins andere rein.«

Bloom lachte. »An diese Zeit kann ich mich auch noch sehr gut erinnern. Ich war genauso«, sagte er. »Wahrscheinlichwaren die meisten Jugendlichen so, bevor das Fernsehen die Menschen zu überfüttern begann. Das war wohl der Hauptgrund, weshalb ich davon träumte, Filmvorführer zu werden, und eines Tages konnte ich diesen Traum verwirklichen.«

Donlevy schüttelte den Kopf. »Komisch, daß ich nicht auf die Idee kam.«

»Es kann nicht nur Filmvorführer geben.«

»Ist auch wieder wahr.«

Während sich Atax mit dem Mann unterhielt, sponn er unsichtbare Fäden. Larry Bloom konnte es unmöglich merken.

Etwas von Atax' dämonischem Wesen splitterte ab. Man könnte fast sagen, er sprengte es von sich los, und dieses undefinierbare Ding sauste lautlos durch das Lokal und traf sein Ziel.

Ein zufriedenes Grinsen huschte über das Gesicht des Mannes, der dem Filmvorführer gegenübersaß.

Donlevy leerte sein Glas. »Sie müssen mir mehr über Ihre Arbeit erzählen«, sagte er zu Bloom.

Da sich nicht so oft Gelegenheit dazu bot, fühlte sich Larry Bloom geschmeichelt.

»Sehr gern«, sagte er. »Wenn es Sie interessiert.«

»Ungeheuer.«

Als auch Blooms Glas leer war, fragte Donlevy, ob er ihn einladen dürfe. Der Filmvorführer grinste breit.
»Wie sollte ich dagegen etwas haben?« fragte er.
»Wunderbar«, sagte Atax begeistert und hob die Hand. Er bestellte für sich und Larry Bloom noch mal dasselbe. »Vielleicht auch ein Schnäpschen dazu?« erkundigte er sich.
Der Filmvorführer lachte. »Kann nicht schaden.«
Atax orderte zwei Wodka und hörte sich dann an, was für technisch ausgereifte Apparaturen Bloom zu bedienen hatte.
Inzwischen ging der Keim, den die Seele des Teufels abgesetzt hatte, ganz langsam und unmerklich auf.
Nicht einmal Joe Soames, den es betraf, fiel es auf. Er war ein großer, harter Bursche, brutal bis in die Knochen. Seine Fäuste schienen - so paradox es klingen mag - seine größten Feinde zu sein, denn sie brachten ihn immer wieder in Schwierigkeiten.
Atax hatte gut gewählt.
Soames war erst seit einer Woche aus dem Knast raus. Wie immer hatte man ihn wegen Raufhandels und Körperverletzung eingebuchtet, und als sie ihn entließen, hatte er sich geschworen, in Zukunft besser auf seine Fäuste achtzugeben.
Es mußte doch möglich sein, mal für längere Zeit auf freiem Fuß zu bleiben, nicht zu raufen, und das hätte er auch geschafft, wenn ihm die Seele des Teufels nicht in die Quere gekommen wäre.
Der Keim fing an zu wuchern, kroch durch den Körper des vierschrötigen Mannes, befiel sein Herz, machte es hart und grausam, stieg weiter nach oben und weckte aggressive Gedanken in seinem Hirn.
Arax konnte sich darauf verlassen, daß es klappen würde, doch niemand bekam seine Regie mit.
»Manchmal konnte ich den Text aller Schauspieler auswendig«, erzählte Larry Bloom. »Sogar die Nebenrollen wußte ich bis aufs I-Tüpfelchen. Jede Geste kannte ich und die Reaktion der Zuschauer darauf. Heute ist es etwas schwieriger geworden, sich auf einen Streifen zu konzentrieren. Wir haben fünf Filme im Programm. Die Palette reicht vom Soft-Porno bis zum echt starken Horrorfilm. Bei uns wird der ganzen Familie was geboten.«
»Welchem Film würden Sie den Vorzug geben?« fragte Atax.
»Der Wolf ist der beste Gruselfilm, den wir je gezeigt haben. Da paßt einfach alles. Das Drehbuch, die Regie, die Musik, die dichte Atmosphäre, und Pino Genoffrio ist ein Monster, wie Sie's noch nie erlebt haben. Es ist echt beklemmend, wie er die Bestie darstellt. Manchmal hat man fast den Eindruck, er spielt den Werwolf nicht bloß, sondern er ist tatsächlich einer. Wenn Sie den Film noch nicht gesehen haben, müssen Sie unbedingt reingehen. Sie können mir

glauben, es lohnt sich wirklich. Ihre Haare werden sich sträuben.«

Atax lachte. »Sie machen mich neugierig.«

Scott Donlevy schaute an Larry Bloom vorbei und erkannte, daß sich Joe Soames' Gesichtsausdruck verändert hatte.

Vor wenigen Augenblicken hatte der Mann noch gelangweilt in sein Glas gesehen. Jetzt schien er mit etwas unzufrieden zu sein. Die ganze Welt schien ihn anzukotzen.

Er zog die Mundwinkel verächtlich nach unten, richtete sich auf, und seine Augen wurden schmal.

Er sah aus, als wäre er auf Streit aus, und genauso sollte es sein.

Eine rothaarige, aufgedonnerte Mulattin - Atax wußte, daß dieses Mädchen ein Mann war - pirschte sich an Joe Soames heran.

»Na, wieder draußen, Joe?« flötete der Transvestit.

»Was dagegen?« brummte Soames.

»Nein, ich freue mich, dich wiederzusehen. Spendierst du mir einen Drink?«

»Du hast sie wohl nicht alle. Verzieh dich.«

»Verdammt noch mal, so redet man doch mit keiner Lady.«

»Von wegen Lady. Soll ich dir das Kleid herunterreißen, damit alle sehen, was du unter dem Fummel für Überraschungen trägst?«

Der Transvestit hob die Hände mit den blutrot lackierten Fingernägeln. »Ist ja schon gut, Joe. Ich sehe, du hast heute deinen unverträglichen Tag. Vielleicht bist du morgen besser gelaunt.«

»Du verläßt auf der Stelle das Lokal. Ich will dich nicht in meiner Nähe haben, du parfümiertes Stück Dreck.«

»Hör mal, was ist heute los mit dir, Joe? Ich habe dasselbe Recht wie du, hier zu sein.«

Dieser Widerspruch reichte.

Joe Soames wurde handgreiflich. Seine große Hand schnellte vor. Er riß das Kleid des Transvestiten auf, und alle konnten sehen, daß der Mulatte statt eines Busens zwei Tennisbälle an einer Schnur um den Hals trug.

»Du Schwein!« kreischte der Transvestit. »Den Schaden wirst du bezahlen!«

Larry Bloom beeilte sich, sein Bier auszutrinken. Das Wodkaglas war bereits leer.

»Ich denke, ich mach' mich lieber auf die Socken. Leider kommt es hier immer wieder zu Schlägereien. Es ist besser, sich rechtzeitig aus dem Staub zu machen, sonst gibt es Scherereien. Sie sollten sich auch verdrücken. Es wird nicht lange dauern, da wird Polizei ins Lokal stürmen, und wenn Sie Pech haben, müssen Sie die Nacht mit allen auf dem Revier verbringen, eingepfercht in einen Käfig, wie ein Tier.«

Soames riß die Tennisbälle ab und schleuderte sie durch das Lokal, und dann versetzte er dem Mulatten einen Faustschlag, der diesen

weit zurückwarf.
Der Filmvorführer stand auf.
Der Transvestit prallte gegen ihn und riß ihn mit sich zu Boden. Noch nie hatte Larry Bloom hier Ärger gehabt, doch diesmal kam er daran nicht vorbei, dafür sorgte Atax.
»Verdammt noch mal, was soll das?« protestierte Bloom.
»Was paßt dir nicht?« schnauzte ihn Joe Soames sofort an.
Larry Bloom erschrak. Er wischte sich über sein schmutziges Hosenbein. Diese Tätigkeit schien seine ganze Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Er schaute Soames nicht an.
Atax lenkte Soames' Zorn auf Bloom.
»Antworte!« schrie Joe Soames den Filmvorführer an.
Um den Mulatten kümmerte er sich nicht mehr. Der Transvestit verschwand bei günstigem Wind. Joe Soames hatte ein anderes Opfer gefunden.
»Ich will wissen, was dir nicht paßt!« knurrte der Vierschrötige.
»Hören Sie, ich will keinen Streit mit Ihnen«, sagte Larry Bloom heiser.
Scames grinste breit. »Den hast du schon!«
»Lassen Sie mich gehen, okay?«
»Erst will ich noch mal hören, was du vorhin gesagt hast!«
»Ich sagte: Was soll das?«
»Du sagtest: Verdammt noch mal, was soll das? ›Verdammt noch mal‹ hast du auch gesagt!«
»Es ist mir herausgerutscht. Ich war erschrocken.«
»Und ärgerlich.«
»Ja, auch ärgerlich. Ich habe mir wehgetan.«
»Und jetzt hast du eine Stinkwut auf mich!«
»Nein.«
»Doch, du hast eine Stinkwut auf mich und würdest mir am liebsten eine scheuern, aber du hast Angst! Du hast die Hosen gestrichen Voll! Du bist eine feige Sau.«
»Von mir aus. Darf ich jetzt gehen?«
»Dich kann wohl nicht jeder beleidigen, wie? Was bin ich in deinen Augen? Eine lästige Schmeißfliege? Warum hast du nicht den Mut, mir das ins Gesicht zu sagen? Ich weiß doch, daß du das denkst. Heraus mit der Sprache! Bin ich für dich eine Schmeißfliege?«
»Nein…«
»Sag es!« verlangte Joe Soames und ballte die rechte Hand zur Faust. »Sag es, Mann! Nenn mich eine Schmeißfliege!«
»Ich möchte das nicht…«
»Dann werde ich deine ehrliche Meinung über mich aus dir herausprügeln«, fauchte Joe Soames und schlug zu.
Atax wollte es so. Die Seele des Teufels griff nicht ein. Joe Soames

sollte dem Filmvorführer erst einmal das Fell ordentlich gerben.

Der Vierschrötige war so auf Touren, daß Larry Bloom keine Chance gegen ihn hatte. Soames deckte ihn mit harten Treffern ein. Bloom hatte zweimal zurückgeschlagen, doch nun krümmte er sich nur noch und hielt die Arme schützend über seinen Kopf, während ihn Joe Soames bearbeitete.

Als der Filmvorführer zu Boden ging, erhob sich Scott Donlevy und sagte mit scharfer Stimme: »Das reicht!«

Schlagartig war es still im Lokal.

Nur das Ächzen des Filmvorführers und das Keuchen des Schlägers war zu hören. Niemand hatte den Mut, Joe Soames zu bremsen, wenn er in Fahrt war, denn das kam einer Selbstverstümmelung gleich.

Alle waren der Ansicht, daß der Fremde es auch nicht gewagt hätte, wenn er gewußt hätte, wie brutal Soames sein konnte.

Der Vierschrötige drehte sich langsam um. Sein Gesicht hatte einen ungläubigen Ausdruck angenommen.

»Was hast du da eben von dir gegeben?« fragte Soames rauh.

»Es reicht! Laß den Mann in Ruhe!« sagte Atax schneidend.

Der Schläger lachte gekünstelt. »Du weißt wohl nicht, mit wem du redest.«

»Mit einer miesen Ratte; die nur über Schwächere herfällt!«

»Denkst du, daß du für mich stark genug bist?« fragte Joe Soames höhnisch.

»Ich bin stärker als du!« behauptete Donlevy.

»Okay, dann beziehst eben du seine restlichen Prügel«, sagte Soames und wies auf den Filmvorführer, der sich mit dem Handrücken das Blut abwischte, das aus seiner Nase lief. »Mir ist es egal, wen ich zusammennagle. Dir dein freches Maul zu polieren, macht mir sogar noch mehr Spaß.«

Er griff an, und Atax erteilte ihm eine Lehre, die er bis an sein Lebensende nicht vergessen würde.

Donlevy fightete wie Muhammad Ali in seinen besten Tagen. Mit sicherem Auge und blitzschnellen Reflexen setzte er dem Vierschrötigen zu. Niemand wußte es, aber Atax gängelte den Schläger.

Nicht einmal Soames selbst fiel es auf.

Woher hätte er auch wissen sollen, daß er es mit einem Vertreter der schwarzen Macht zu tun hatte? Für ihn war sein Gegner ein gewöhnlicher Mensch, mit dem er spielend fertigzuwerden glaubte.

Aber die Seele des Teufels schwächte ihn, machte ihn müde, setzte ihm mit so kräftigen Schlägen zu, daß er zum erstenmal am eigenen Leibe spürte, wie es war, wenn man so richtig nach allen Regeln der Kunst »zusammengenagelt« wurde, wie er das bezeichnete.

Der Schläger war Atax' Marionette.

Die Seele des Teufels hatte ihn benützt. Jetzt brauchte ihn der Dämon nicht mehr, deshalb machte er ihn fertig.

Endlich faßte sich der Wirt ein Herz und schrie: »Genug! Hören Sie auf, Mann! Wollen Sie ihn erschlagen?«

Es gehörte alles zu Atax' Inszenierung. Keuchend ließ Scott Donlevy von dem Schläger ab und blickte in die Runde. Man sah ihn an, als wäre er ein Weltwunder.

Der Dämon lachte in sich hinein. Wenn er sich diesen Menschen in seiner wahren Gestalt präsentiert hätte, hätten sie in heller Panik die Flucht ergriffen.

»Okay«, sagte Donlevy. »Okay, ich denke auch, daß es genug ist.« Er entspannte sich. »Er wird sich die Leute, mit denen er sich anlegt, in Zukunft genauer ansehen.«

Es gab keinen, der Soames diese schmachvolle Niederlage nicht gönnte.

»Was kriegen Sie?« fragte Donlevy den Wirt.

»Ist schon in Ordnung, Sir«, sagte dieser und machte eine wegwerfende Handbewegung.

Scott Donlevy begab sich zu Larry Bloom und half ihm auf die Beine. Er führte ihn aus dem Lokal. Nutten, Zuhälter und schwere Jungs machten ehrfürchtig Platz.

Hier ging ein Sieger!

»Wie fühlen Sie sich?« fragte Donlevy draußen fürsorglich.

»Elend«, ächzte der Filmvorführer, »aber es war mir trotzdem eine Freude, zuzusehen, wie Sie's dem verdammten Kerl gegeben haben. Ich hatte in diesem Lokal noch nie Schwierigkeiten. Dieser Hundesohn war drauf und dran, mich zu erschlagen. Wenn Sie mir nicht beigestanden wären… Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Mister…«

»Donlevy«, sagte Atax. »Scott Donlevy.«

»Ich bin Larry Bloom.«

»Wo wohnen Sie, Larry?«

»Gleich hier um die Ecke.«

»Ich bringe Sie nach Hause.«

»Tut mir leid, daß ich Ihnen soviel Umstände mache.«

»Es sind keine Umstände. Ich habe sowieso nichts Besseres zu tun.«

»Ich habe eine Flasche echten französischen Kognak zu Hause, die werden wir köpfen, einverstanden?«

Donlevy grinste. »Da sage ich nicht nein.«

Larry Bloom schüttelte den Kopf. »Meine Güte, haben Sie dem Mistkerl gezeigt, wo's langgeht. Wo haben Sie so zu kämpfen gelernt, Scott?«

»Bei der Armee«, log Atax. »Es war eine Spezialeinheit.«

»Ich wette, Sie waren der Beste Ihres Haufens.«

»Ja, das war ich«, sagte Atax und betrat mit dem Filmvorführer, dessen absolutes Vertrauen er gewonnen hatte, das Gebäude, in dem der Mann wohnte.

Sie fuhren mit dem Lift zur siebten Etage hoch. Larry Blooms Wohnung war klein, aber gemütlich. In der Diele streckte sich Bloom mit schmerzverzerrtem Gesicht und massierte seine Magengegend.

»Der Mann hatte einen verflucht harten Schlag am Leib«, stöhnte er. Neben der Tür hing ein kleiner Spiegel. Als Bloom einen Blick hinein warf, erschrak er. »Mein Gott, ich sehe entsetzlich aus. Frankensteins Monster ist eine Schönheit gegen mich.«

Er führte Donlevy in den Living-room und forderte ihn auf, Platz zu nehmen. Er drehte das Radio an, stellte zwei große getönte Kognakschwenker auf den Tisch, holte die teure Flasche und entkorkte sie.

»Die habe ich für einen besonderen Anlaß aufgehoben«, erklärte er.

Ja, dachte Atax. Dies ist ein besonderer Anlaß. Dies ist dein letzter Drink, deine flüssige Henkersmahlzeit!

Bloom goß ein und hob sein Glas. »Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Scott. Darauf möchte ich trinken. Ohne Ihre großartige Hilfe läge ich jetzt wahrscheinlich mit gebrochenem Kiefer und angeknacksten Rippen im Krankenhaus.«

Sie tranken.

Larry Bloom entschuldigte sich. Er sagte, er müsse sich im Bad ein wenig restaurieren und das blutbefleckte Hemd wechseln.

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte Scott Donlevy.

»Wenn Ihnen der Kognak schmeckt, gießen Sie sich ruhig davon ein, soviel Sie wollen.«

»Mach' ich«, sagte Atax, und Larry Bloom verschwand Richtung Bad.

Der Dämon grinste. Die Sache war bestens eingefädelt. Wenn der Filmvorführer zurückkehrte, würde er sein blaues Wunder erleben.

Der Mann verbrachte fünfzehn Minuten im Badezimmer. Als er wiederkam, sah er wesentlich besser aus. Das Blut war abgewachsen, er trug ein blütenweißes Hemd, das Haar war gekämmt, und einige Schrammen waren unter hautfarbenen Pflasterstreifen verborgen.

Atax erhob sich.

»Warum bleiben Sie nicht sitzen?« fragte Larry Bloom freundlich lächelnd. »Sie haben doch nicht etwa die Absicht, schon zu gehen.«

»Aber nein«, sagte Atax und grinste. »Mir gefällt es hier sehr gut.«

»Eine bescheidene Behausung.«

»Mir gefällt es hier so gut, daß ich mich zu bleiben entschlossen habe.«

»Damit machen Sie mir eine große Freude, Scott«, sagte der Filmvorführer.

»Ich werde bleiben und deine Rolle übernehmen«, sagte der Dämon.

Larry Bloom lächelte verwirrt, »Wie meinen Sie das?«

»Ich habe vor, auf dich überzugehen, von deinem Körper Besitz zu ergreifen! Ich werde du sein, und Scott Donlevy wird es nicht mehr geben.«

Bloom schaute ihn verständnislos an, dann warf er einen Blick auf die Kognakflasche und lachte.

»Der Alkohol läßt Ihre Phantasie Blüten treiben, wie?«

»Sieh zu, was passiert, Larry Bloom!« verlangte Atax, die Seele des Teufels. »Ist das Phantasie?«

Der Dämon machte einen Schritt zur Seite, aber nur er, und damit trat er aus Scott Donlevy heraus. Er stand jetzt neben dem Mann, in dessen Gestalt er sich bisher verborgen hatte.

Ein Ungeheuer, dessen transparenter, zeitweilig spiegelnder Körper von violett schillernden Adern durchzogen war. Seine Stimme veränderte sich, war plötzlich weder die eines Mannes noch einer Frau, denn Atax, die Seele des Teufels, war geschlechtslos.

»Ist das Phantasie?« fragte der Dämon noch einmal.

Es war Larry Bloom unmöglich, zu begreifen, was er sah. Zuviel getrunken hatte er nicht. Also konnte er nur von den vielen Schlägen, die seinen Kopf getroffen hatten, einen Schaden davongetragen haben.

»Das… das. ist doch…«

»Unmöglich?« fragte Atax höhnisch. »Es gibt kaum etwas, das mir nicht möglich ist.«

»Wer… wer bist du?« fragte Bloom erschüttert.

»Ich bin Atax, die Seele des Teufels.«

»Des Teufels… was… wie?«

Der Dämon hob die Hand, und Scott Donlevy zerfaserte neben ihm wie ein Nebelgebilde, das von einem Windstoß getroffen wird. Der Mensch, der mit in Blooms Wohnung gekommen war, löste sich auf.

Das Scheusal blieb.

Atax ging auf den vor Angst schlotternden Mann zu. Larry Bloom wollte zurückweichen, doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Fassungslos starrte er das grauenerregende Wesen an.

»Warum ich?« fragte der Mann krächzend. »Was hast du vor? Was willst du von mir?«

»Ich brauche dich.«

»Wozu?«

Atax blieb dem Mann die Antwort schuldig. Seine Hände schossen vor, und flimmernde Luft hüllte den Dämon und den Menschen in diesem Moment ein. Es war nichts Genaues zu erkennen, aber ein Zuschauer hätte vermutet, daß Atax seinem Opfer die Brust aufriß und durch die Öffnung in Larry Blooms Körper eindrang.

Die Kraft des Dämons tötete den Mann.

Dennoch blieb Larry Bloom am Leben, weil Atax ihn ausfüllte.

***

New York - Schmelztiegel der Nationen, Nährboden des organisierten Verbrechens. Jeder vierte New Yorker wurde schon einmal überfallen, und es ist gut, stets zwanzig Dollar bei sich zu haben, die man abliefern kann, wenn man Verbrechern in die Hände fällt. Besser, man verliert zwanzig Dollar als das Leben.

Aber diese gewaltige Stadt hat nicht nur Schattenseiten. Broadway-Musicals gehen rund um die Welt, und viele namhafte Künstler machten die Weltstadt seit einigen Jahren zu ihrem Mekka.

Aus aller Herren Länder kamen sie hierher, um zu sehen und gesehen zu werden.

Auch Mr. Silver und ich waren hier. Allerdings hatte unser Kommen einen anderen Grund. Wir wollten uns um Tucker Peckinpah kümmern und hofften, daß uns die Blackthorn-Brüder helfen würden, ihn zu finden.

Das Geschäft, das er möglicherweise mit ihnen machen wollte, interessierte uns nicht. Unser Interesse galt nicht dem Geschäftsmann Tucker Peckinpah, sondern dem Menschen, unserem Partner und Freund.

Dies war nicht mein erster Besuch in dieser Stadt. Es hatte eine Zeit gegeben, da war ich sehr gern hierher gekommen, denn damals hatte ein sehr guter Freund in New York gewohnt, der WHO-Arzt Frank Esslin.

Die Freundschaft existierte nicht mehr. Frank war zu meinem Todfeind geworden, zu einem Söldner der Hölle, und wenn wir uns begegneten, würde er alles daransetzen, um mir das Leben zu nehmen, denn er wollte sich um die Hölle verdient machen.

Er wollte in der schwarzen Hierarchie emporsteigen.

Wenn er Asmodis meinen Kopf präsentierte, würde dieser ihn mit Sicherheit in den Dämonenstand erheben.

Unsere Maschine landete gegen 16 Uhr auf dem John F. Kennedy International Airport. Ein Hubschrauber brachte uns ins Zentrum. Wir stiegen auf dem Dach des PanAm-Gebäudes aus. Tiefe Straßenschluchten umgaben uns.

Spielzeugautos waren dort unten unterwegs, und die Menschen sahen aus wie Ameisen.

»Wie unbedeutend der Mensch von hier oben doch aussieht«, sagte ich zu Mr. Silver.

»Aber das ist er nicht«, erwiderte der Ex-Dämon. »Sonst hätte die schwarze Macht nicht ein so starkes Interesse daran, ihn zu beherrschen.«

Wir mieteten einen Wagen, einen kaffeebraunen Dodge, neuestes Modell, und ich verließ damit Manhattan.

»Wohin fährst du?« fragte mich Mr. Silver.

»Hinüber nach College Point.«
»Was willst du da?«
»Du wirst es sehen.«
Zwanzig Minuten später befanden wir uns in Queens, und ich bremste den Dodge vor einem großen, im Tudorstil erbauten Haus ab.
Frank Esslins Haus.
Wir stiegen nicht aus. Schweigend saßen wir da, und viele Dinge gingen mir durch den Kopf. Ich erinnerte mich an vergangene gefährliche Abenteuer, die Frank und ich gemeistert hatten, und mir war, als hätte sich ein schwerer Stein auf mein Herz gelegt.
»Wo er sich jetzt wohl herumtreiben mag«, sagte ich nachdenklich.
»Seit er unter Yoras Schutz steht, stehen ihm alle Dimensionen offen«, sagte Mr. Silver.
»Eines Tages werde ich ihn wiedersehen, aber ich kann mich darauf nicht freuen, Silver.«
»Er wird versuchen, sich deinen Skalp zu holen.«
Ich nickte. »Und ich werde es nicht übers Herz bringen, ihn zu töten. Ich glaube, ich sehe in ihm immer noch meinen Freund.«
Mr. Silver wiegte bedenklich den Kopf. »Ich weiß nicht, ob das nicht gefährlich ist, Tony.«
»Ich trage noch die winzige Hoffnung in mir, daß er wieder zu meinem Freund wird.«
»Je länger die Trennung dauert, desto geringer wird diese Chance. Du darfst nicht vergessen, er steht völlig unter Yoras Einfluß. Für ihn gelten jetzt andere Gesetze als früher. Darf ich ehrlich sein, Tony? Ich glaube, wir haben Frank Esslin bereits verloren.«
Ich riß mich vom Anblick des Hauses los und setzte den Wagen in Gang.
Eine halbe Stunde später betraten wir unser Hotel in Manhattan. Die Zimmer waren geräumig, exquisit eingerichtet, und der Ausblick auf den Central Park - die grüne Lunge Manhattans - war erhebend.
Unsere Zimmer lagen nebeneinander und waren mit Radio. Fernsehen und Telefon ausgestattet. Ich rief zu Hause in London an, um mich zu vergewissern, daß alles in Ordnung war. Obwohl Mr. Silver Roxane vorübergehend kaltgestellt beziehungsweise entschärft hatte, traute ich dem Frieden nicht mehr so ganz.
Vicky Bonney sagte, es wäre gut, daß ich anrufe, denn vor einer Stunde hätte sich Dean McLaglen bei ihr gemeldet und ihr gesagt, daß er sich mit Patrick Blackthorn in Verbindung gesetzt hätte.
»Und?« fragte ich gespannt.
»Er fragte den Mann wieder nach Tucker Peckinpah, und dann ist ihm herausgerutscht, daß du mit Silver nach New York geflogen bist.«
»Herrgott noch mal, ich wollte doch nicht, daß er darüber redet.«
»Es tut ihm leid, Tony, aber nun ist es eben passiert.«

»Wie kann einem erfahrenen, zuverlässigen Anwalt so etwas passieren?«
»Wahrscheinlich war er einen Augenblick unkonzentriert. Ist es denn ein so großes Malheur, daß Patrick Blackthorn nun Bescheid weiß?«
»Vermutlich nicht.«
»Ich drücke dir die Daumen für alles, was du vorhast«, sagte Vicky Bonney. »Wie ist das Wetter in New York?«
»Schön und warm. Wie geht es Roxane?«
»Sie schleicht matt wie eine Oktoberfliege durchs Haus.«
»Und Lance Selby?«
»Sein Zustand ist unverändert kritisch.«
»Manchmal würde ich vor Zorn am liebsten so laut schreien, daß man es auf der ganzen Welt hört«, sagte ich und legte auf.
Als nächstes rief ich Blackthorn Petrol an und hoffte, entweder Patrick oder dessen Bruder Jim zu erwischen, doch beide waren nicht mehr da, und niemand konnte mir sagen, wo ich sie erreichen konnte.
Ich duschte, und als ich das Bad verließ, trug ich meinen Frotteemantel. Ich begab mich zum Kühlschrank, öffnete ihn und nahm mir eine Dose Kräuterbier.
Nachdem ich sie getrunken hatte, zog ich mich an, schnallte mir den Colt Diamondback um, der in der weichen Ziegeniederhalfter steckte, und zog eine leichte Sommerjacke darüber.
Es klopfte.
Ich dachte, es wäre Mr. Silver und rief: »Ja.«
Die Tür öffnete sich, und ein Wesen - viel schöner und attraktiver, als es Mr. Silver je sein konnte - betrat mein Zimmer. Sie hatte die längsten Beine, die ich je gesehen hatte, und ihr Gesicht war wunderschön. Sie hatte schwellende Hüften und große Brüste.
Wie eine Dame von Welt war sie angezogen, aber das war sie nicht.
Sie war ein Callgirl, wie sich wenig später herausstellen sollte. Ein Mädchen, das sich für Geld verkauft. Zugegeben, sie hatte einiges zu bieten, aber ich war nicht interessiert.
Das Mädchen schüttelte seine tizianrote Mähne und kam mit einem aufreizenden Schwung in den Hüften näher.
»Sind Sie Ballard? Tony Ballard?« fragte sie mit einer umwerfenden Altstimme.
Ich lächelte. »Seit meiner Geburt.«
Obwohl sie diesen Gag bestimmt nicht zum erstenmal hörte, lachte sie höflich.
»Ich heiße Julie Ross«, sagte sie.
»Freut mich, und was kann ich für Sie tun, Miß Ross?« erkundigte ich mich, während mein Blick den Rundungen unter dem bunt bedruckten Sommerkleid nachging.
»Oh, ich denke, es ist eher umgekehrt, Mr. Ballärd. *Ich* bin in der

Lage, etwas für Sie zu tun«, sagte sie und legte ihre Handtasche ab. »Mr. Patrick Blackthorn möchte, daß Sie sich in New York wohl fühlen. Er rief mich an und bat mich, dafür zu sorgen, daß es Ihnen an nichts fehlt. An überhaupt nichts, wenn Sie verstehen, was ich meine…«

Bei mir war der Groschen bereits gefallen.

Sie war ein Callgirl und konnte bestimmt einiges vertragen, deshalb glaubte ich nicht, daß ich sie beleidigte, wenn ich sie fortschickte, ohne ihre Dienste in Anspruch genommen zu haben.

»Es ist wirklich sehr aufmerksam von Mr. Blackthorn, Sie zu bitten, sich meiner anzunehmen, Miß Ross, aber ich möchte von diesem gewiß sehr verlockenden Angebot nicht Gebrauch machen.«

Der Schatten einer Enttäuschung fiel auf ihr hübsches Gesicht. »Gefalle ich Ihnen nicht, Tony?«

»Das hat damit nichts zu tun. Seien Sie versichert, daß ich mich auch ohne Ihre… Unterstützung in dieser Stadt wohl fühlen werde.«

»Und nichts kann Sie umstimmen? Ich beherrsche auch die asiatischen Techniken.«

»Kein Interesse«, sagte ich lächelnd. »Ich nehme an, leichter haben Sie sich Ihr Geld noch nie verdient. Sie brauchen nichts zu tun und kassieren trotzdem.«

»Es gehört nicht zu meinen Geschäftspraktiken, Geld ohne Gegenleistung zu nehmen«, sagte Julie Ross.

»Dann bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als auf Mr. Blackthofns Geld zu verzichten«, sagte ich und zuckte gleichgültig mit den Schultern.

Auch sie hob die Schultern. »Nun, dann muß ich es eben anders versuchen«, sagte sie, und plötzlich sträubten sich ihre Haare.

Ich traute meinen Augen nicht. Das tizianrote Haar stand kerzengerade von ihrem Kopf ab, und als sich Julies Mund öffnete, kam mir vor, als wären ihre Zähne größer und schärfer geworden, und ihre spitz zulaufenden Fingernägel wuchsen und wurden zu gefährlichen Krallen. Ich hatte eine Furie vor mir!

***

Der Zwischenfall mit Jane Willoby war nicht geplant gewesen, und Magos Scherge hatte auch nicht den Auftrag gehabt, die Frau zum Totenkopf-Zombie zu machen.

Das ghoulähnliche Wesen hatte selbständig gehandelt. Dagegen wäre an und für sich nichts einzuwenden gewesen, aber der Scherge hätte in diesem Fall die Frau vernichten sollen.

Er hatte es nicht getan und ihr damit die Möglichkeit geboten, nach Hause zu gehen. Nachdem Timmy geflohen war und Alarm geschlagen hatte, verließen Mago und Metal das Blockhaus am Long Island Sound.

Und nun befand sich der Silberdämon in einem anderen Versteck. Ein großes Penthouse war es, hoch über Manhattan, einem Adlerhorst gleich. Es gab einen Direktlift, mit dem man ungesehen die Garage erreichte, und dort unten stand ein Wagen, den Metal aber nur im Notfall benützen sollte.

Er trat auf die große Terrasse hinaus. Büsche und immergrüne Bäume standen in einem Beet. Es gab einen nierenförmigen Swimming-pool und bequeme Liegestühle daneben.

Hier oben hatte Metal keine neugierigen Nachbarn, und kein Kindergeschrei störte ihn. Nur das dumpfe Brummen des Straßenverkehrs pendelte zwischen den Wolkenkratzern zu ihm herauf, ohne lästig zu sein.

Magos magische Kraft stützte ihn.

Er fühlte sich schon viel besser. Seine dämonischen Fähigkeiten standen ihm zwar noch nicht wieder zur Verfügung, aber er wußte, daß es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis sie sich in ihm wieder entfalteten.

Bis dahin würde er erkannt haben, ob es riskant war, gegen Atax anzutreten, oder ob er es vor sich selbst verantworten konnte.

Es gab wohl keinen Dämon in den endlosen Weiten der finsteren Dimensionen, der sich mit dem zufriedengab, was er hatte. Sie alle wollten mehr, wollten höher hinauf, wollten anderen Dämonen Befehle erteilen.

Metal war darin keine Ausnahme.

Auch ihn hatte es schon immer an die Spitze gedrängt, und vielleicht ermöglichte ihm sein Bündnis mit Mago den Aufstieg.

Ein kaltes Lächeln zuckte um seine Lippen. Vielleicht konnte er Mago mit List und Tücke zu seinem Steigbügelhalter machen, und wenn er sich erst einmal in den Sattel geschwungen hatte, würde der Schwarzmagier nach seiner Pfeife tanzen müssen.

Ein ketzerischer Gedanke.

Metal war froh, daß Mago nichts davon wußte. Wenn der Schwarzmagier geahnt hätte, wie sich der Silberdämon seine Zukunft vorstellte, hätte er ihn auf der Stelle vernichtet.

Nichts wäre für ihn derzeit leichter gewesen als das.

Mago, das war gebündelte schwarze Magie. Dem hatte Metal nichts entgegenzusetzen. Der Silberdämon war zur Zeit nicht stärker ais ein Mensch.

Er vernahm ein Geräusch und drehte sich um.

Durch die breite Schiebetür aus Glas trat Jane Willoby, der Totenkopf-Zombie.

»Zurück!« herrschte Metal das Monster an. »Bleib im Penthouse! Niemand darf dich sehen!«

Das schwarze Wesen gehorchte, wandte sich um und verschwand in

einen der Räume.

***

Die Furie fauchte wie eine Raubkatze.

Sie warf sich mir mit hochgehobenen Armen und abgespreizten Fingern entgegen. Sie wollte mich mit ihren Krallen verletzen, und da sie wahrscheinlich damit rechnete, daß ich zurücksprang, tat ich das Gegenteil.

Ich wuchtete mich nach vorn, und unsere Körper prallten gegeneinander. Julie Ross versuchte mich zu beißen. Ihre Zähne waren tatsächlich größer geworden.

Ihr Mund öffnete sich.

Ich schlug zu, und das Höllenmädchen stieß einen heiseren Wutschrei aus. Drei Schritte wich sie zurück, kam aber sofort wieder. Ihre messerscharfen Krallen zerfetzten meine Jacke und mein Hemd, erwischten zum Glück aber nicht meine Haut.

Mehrmals traf ich sie und warf die Furie gegen die Wand, aber so war ihr nicht beizukommen. Sie konnte ewig in diesem Tempo weiterkämpfen, ohne zu ermüden.

Ich war zwar durchtrainiert und kampferprobt, aber irgendwann würde mir die Puste ausgehen, und darauf schien es das Höllenmädchen anzulegen, ich sollte mich verausgaben, und wenn ich mich dann vor Erschöpfung nicht mehr auf den Beinen halten konnte, würde sie mir ihre scharfen Zähne in die Kehle schlagen.

Ich durfte die Kontrolle über Julie Ross nicht verlieren.

Mit meinen Fäusten würde ich sie nur noch kurze Zeit auf Distanz halten können. Danach würde ihre Zeit anbrechen.

Aber das konnte ich nicht verhindern.

Mein Tritt beförderte sie weit zurück. Sie knallte mit dem Rücken gegen die Badezimmertür, stieß sie auf und landete in der Duschecke.

Ich hatte kurz Luft und holte mein silbernes Feuerzeug, das gleichzeitig ein magischer Flammenwerfer war, aus der Hosentasche. Blitzartig schoß mein rechter Arm vor.

Ich drückte auf den Knopf, und aus der Düse raste ein Flammenstrahl, der etwa ein Meter lang war.

Solange ich auf den Knopf drückte, stand die Flamme vor dem Feuerzeug. Es hatte den Anschein, ich würde ein Schwert in meiner Hand halten, dessen Klinge brannte.

Julie Ross fauchte zornig und wagte sich nicht näher. Sie spürte, daß die Flamme sie vernichten konnte.

Ich beschränkte mich nicht darauf, die Furie in Schach zu halten, sondern griff sie an, denn nun war ich ihr überlegen. Sie hatte mich zu töten versucht. Jetzt sollte es ihr ans Leben gehen.

Ich stach mit der lodernden Flammenzunge auf sie ein.

Sie wich zurück. Ich folgte ihr. Sie packte einen Stuhl und warf ihn mir entgegen. Das war jetzt ein Rückzugsgefecht. Julie brauchte ein paar Sekunden, um fliehen zu können.

Ich sprang zur Seite, berechnete die Flugbahn des Stuhls jedoch falsch und wurde von der Lehne an der Schulter getroffen.

Ein stechender Schmerz durchzuckte mich, und Julie Ross bekam ihre wichtigen Sekunden, die sie sofort nützte.

In Gedankenschnelle drehte sie sich um und hetzte zur Tür. Mit dem magischen Flammenwerfer war sie nicht aufzuhalten. Ich hätte sie mit einer geweihten Silberkugel stoppen können, aber der Knall wäre im ganzen Stock gehört worden.

Ich mußte das Höllenmädchen lautlos ausschalten, und dafür standen mir drei silberne Wurfsterne zur Verfügung, die ich in der Tasche meiner zerfetzten Jacke trug.

Einer würde genügen.

Ich stieß meine Hand in die Tasche, und Augenblicke später flog etwas Blitzendes durch die Luft.

Die Sterne hatten die Form eines Pentagramms, in dessen Schenkel eine Menge Zeichen und Symbole eingraviert waren. Außerdem waren sie auch noch geweiht und somit brandgefährlich für Wesen wie Julie.

In einer kaum meßbaren Zeitspanne holte der Silberstern das Höllenmädchen ein. Der Drudenfuß traf sie zwischen den Schulterblättern, ehe ihre Hand sich auf den Türknauf legte, und dann passierte etwas, das mich verblüffte.

Julie Ross' Körper wölbte sich vor, und ich vernahm ein dumpfes Geräusch, so, als würde etwas, in dem sich Luft befand, zerplatzen.

Ja, die Furie zerplatzte.

Nach Schwefel stinkende Hitze wehte mich an, und dann war das Mädchen nicht mehr vorhanden. Der Silberstern klimperte zu Boden. Aus.

***

Ich atmete mehrmals kräftig durch, hob den Stern auf und steckte ihn ein. Dann drehte ich mich um und schaute dorthin, wo Julie Ross ihre Handtasche abgelegt hatte.

Auch diese gab es nicht mehr.

Es schien so, als hätte die Furie nie existiert. Aber mein Hemd, die Jacke… Ich hatte sie mir nicht selbst zerrissen!

Die Hölle hatte mir einen ersten Willkommensgruß geschickt. Wenn es Julie gelungen wäre, mich ins Bett zu kriegen, wäre ich verloren gewesen. Meine Standhaftigkeit hatte mir das Leben gerettet.

Wieder klopfte es, und diesmal war es Mr. Silver. Seine perlmuttfarbenen Augen weiteten sich.

»Sag mal, wie siehst du denn aus?«

»Man hat mich zum Lumpenball eingeladen«, entgegnete ich. »Soll ich deine Kleidung auch ramponieren?«

Der Ex-Dämon zog die Luft prüfend ein. »Schwefel!« stellte er fest. »Was ist passiert?«

Ich berichtete es ihm.

»Verdammt!« knurrte der Hüne.

»Wenn es bisher noch Zweifel gegeben haben sollte, jetzt steht es fest, Silver: Es ist etwas faul im Staate Dänemark.«

»Wieso in Dänemark? Ich denke, wir sind in Amerika.«

»Das sagt man so, stammt aus der Weltliteratur, du Banause.«

»Was habe ich mit deiner Weltliteratur zu schaffen? Da, wo ich herkomme, hat die keine Gültigkeit.«

»Die Gegenseite weiß, daß wir hier sind«, sagte ich.

»Wir haben unsere Ankunft nicht an die große Glocke gehängt.«

»Wir nicht, aber Dean McLaglen. Er informierte Patrick Blackthorn.«

»Glaubst du, es war wirklich er, der das Callgirl zu dir geschickt hat?«

»Er oder jemand, der nicht will, daß ich Tucker Peckinpah wiedersehe.«

»Vielleicht war es Peckinpah selbst. Auch das müssen wir in Erwägung ziehen«, sagte Mr. Silver.

»Unsere Gegner befinden sich mal wieder in der besseren Position«, sagte ich grimmig. »Man wird uns auf Schritt und Tritt beobachten.«

»Wir werden dennoch tun, was wir uns vorgenommen haben«, sagte der Ex-Dämon entschlossen.

Er massierte seinen breiten Nacken und meinte, ich könnte es möglicherweise mit keinem echten Wesen aus Fleisch und Blut, sondern mit einer Nachbildung zu tun gehabt haben.

Für diese Vermutung spreche, daß sich das Mädchen rückstandslos aufgelöst hätte.

»Wenn sie eine Besessene gewesen wäre, würde sie vom schwarzen Geist erlöst hier auf dem Boden liegen«, meinte der Ex-Dämon nachdenklich.

Ich musterte den Hünen. »Welchen Schluß läßt das deiner Ansicht nach zu?«

»Es könnte von dem Mädchen ein Duplikat angefertigt worden sein. Du hattest es nicht mit der echten Julie Ross zu tun.«

»Du meinst, die echte Julie Ross könnte noch am Leben sein?«

»Ich bin ziemlich sicher, daß sie das ist, und sie muß Kontakt mit dem Bösen gehabt haben.«

»Ein interessanter Aspekt«, sagte ich. »Was hältst du von folgendem Vorschlag? Ich sehe zu, daß ich die echte Julie Ross finde, und du versuchst Patrick Blackthorn aufzutreiben.«

»Einverstanden«, sagte der Ex-Dämon.

»Sollte einer von uns fündig werden und dem andern etwas Wichtiges mitzuteilen haben… Dieses Hotel ist die Zentrale. Hier gebe ich die Nachricht ab, wo du mich erreichen kannst, und du machst es genauso.«

»In Ordnung, Tony.«

»Jetzt würde ich dich nur noch gern um einen kleinen Gefallen bitten.«

»Du brauchst was Neues zum Anziehen?«

Ich nickte. »Meine Größe kennst du. Im Hotel gibt es eine Boutique, aber kreuze nicht mit Frack und Zylinder auf, klar?«

Der Ex-Dämon ging, und ich nahm mir einen Bourbon und schaltete das Fernsehgerät ein. Die Nachrichten liefen. Krieg im Persischen Golf, Unruhen in Lateinamerika, eine Revolution in Mittelamerika, also dort, wo Blackthorn Petrol große Mengen Öl aus dem Boden saugen wollte.

Es konnte keinen Frieden geben auf der Welt. Manchmal hatte ich den Verdacht, daß auch dahinter finstere Mächte steckten.

Es folgten Lokalnachrichten, und dann zeigte das Fernsehen einen etwa sechsjährigen Jungen, der in der vergangenen Nacht seine Eltern verloren hatte.

Timothy Willoby hieß der Kleine, ein hübsches Kind mit hellen Augen, aber er stand immer noch unter einem schweren Schock. Es kamen kaum Antworten über seine Lippen.

Er schien sich in einer Klinik zu befinden, und die meiste Zeit sprach der Reporter. Er sagte, der Junge hätte mit seinen Eltern in einem Haus am Long Island Sound gewohnt, und seine Mutter wäre anscheinend plötzlich wahnsinnig geworden.

Timmys Vater hatte ihm angeblich das Leben gerettet und war daraufhin von seiner Frau mit zwei Kopfkissen erstickt worden.

Welche Frau hat soviel Kraft? fragte ich mich.

Timothy sprach jetzt abgehackte Sätze: »Da war eine Frau im Zimmer… Sie hatte einen Totenkopf…«

Mich durchfuhr es eiskalt. Ich drehte das Fernsehgerät lauter. Der Reporter ließ nicht gelten, was der Junge sagte. Er gab dem Schock die Schuld daran, daß der Knabe so verrücktes Zeug daherredete.

Aber das mußte nicht unbedingt verrücktes Zeug sein.

Der Reporter konnte es nicht wissen. Mir aber war schon sehr viel Unglaubliches untergekommen. Vor wenigen Minuten erst wieder, als mir diese Furie ans Leben gehen wollte.

Was Timothy Willoby sagte, mußte nicht einer vom Schock gestörten Phantasie entsprungen sein. Timmy konnte durchaus die Wahrheit sagen.

Seine Mutter, ein Totenkopf-Zombie!

Ich wußte auf Anhieb jemanden, der aus der Frau so ein grausames

Monster machen konnte: Jeder von Magos Schergen war dazu in der Lage. Die Frau mußte an so ein schreckliches Wesen geraten sein.

Ich hörte im Geist die schwarze Höllenpeitsche pfeifen und glaubte, sehen zu können, wie sie sich um den Hals einer Frau schlang. Als das passierte, war Timmys Mutter verloren gewesen.

Sie starb und wechselte die Fronten. Als Zombie, der einen Totenkopf auf seinen Schultern trug, war sie nach Hause gegangen und hatte gemordet, wie es von diesem Moment an ihre Bestimmung war.

Aber der Junge hatte noch eine Überraschung für mich.

»Daddy sagte, ich solle zu den Nachbarn laufen… Aber nicht zu dem großen Mann mit den Silberhaaren…«

Ich stürzte den Bourbon in meine Kehle, als wäre es Apfelsaft.

Der Reporter behauptete, die Polizei habe festgestellt, daß es in der ganzen Nachbarschaft keinen Mann gebe, auf den Timmys Beschreibung passe.

Natürlich nicht, jetzt nicht mehr, weil der Kerl sich rechtzeitig abgesetzt hatte.

Es folgten Statements von Ärzten und Polizisten. Ich raufte mir die Haare, als ich hörte, was da alles verzapft wurde. An die Wahrheit kamen sie nicht annähernd heran.

Die Wahrheit, wie ich sie sah, schaute folgendermaßen aus: Metal, der Silberdämon, befand sich in New York, und wahrscheinlich war auch Mago, der Schwarzmagier, hier. Bestimmt aber gab es mindestens einen seiner Schergen in dieser Stadt, und der hatte Timmys Mutter zum Totenkopf-Zombie gemacht.

Mir war bekannt, daß Metal verletzt war. Er hätte auf Protoc nicht mit uns kämpfen können, wenn ihm Mr. Silver nicht mit Magie ausgeholfen hätte. Die Magie mußte ihn nach dem Kampf bald wieder verlassen haben, und das magische Gift in seinem Körper mußte wieder akut geworden sein.

Mit anderen Worten, Metal hätte Hilfe gebraucht, und die schien er von Mago bekommen zu haben.

War es zu einem Bündnis zwischen Mago und Metal gekommen?

Mago haßte niemanden mehr als Atax, der schuld daran war, daß er das Höllenschwert nicht mehr besaß.

Der Schwarzmagier wollte sich mit Sicherheit rächen.

Atax versuchte die Feinde des Lichts zu organisieren und wollte sich wahrscheinlich zu ihrem Oberhaupt machen. Wenn ihm das gelang, war er von Mago kaum zu bezwingen, deshalb brauchte auch der Schwarzmagier Verbündete, und ich konnte mir durchaus vorstellen, daß er ihn in Metal gefunden hatte.

Metal und Mago in New York.

Ich fragte mich, warum sie ausgerechnet hierher gekommen waren, und ich konnte dafür nur einen einzigen plausiblen Grund erkennen:

Atax war auch hier.
New York war zu einer Metropole der Angst geworden!

***

Mr. Silver brachte mir ein geschmackvoll gemustertes Hemd und eine gut sitzende Freizeitjacke.

Ich überfiel ihn mit meiner Sensation, und Mr. Silver sagte: »Donnerwetter, Tony, da könnte wirklich etwas dran sein.«

Ich schaltete das TV-Gerät aus. Während ich die neuen Sachen anzog, sagte ich: »Irgendwann und irgendwo werden Atax, Mago und Metal aufeinanderprallen. Dann geht es rund.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß Metal schon soweit ist, um an einem Kampf gegen Atax teilzunehmen«, sagte Mr. Silver. »Und Mago allein wird sich hüten, Atax anzugreifen.«

»Er hat seine Schergen«, gab ich zu bedenken. »Erinnere dich daran, wie dir diese Höllenschergen zusetzten. Du verlorst damals deine übernatürlichen Fähigkeiten.«

»Atax wird sich vorsehen. Es ist nicht sicher, daß es jetzt schon zu einer Konfrontation kommt, aber irgendwann wird es passieren.«

»Was meinst du«, sagte ich. »Wer hat mir Julie Ross geschickt? Sie sagte, sie käme auf Patrick Blackthorns Wunsch. Kann sie nicht von Atax oder Mago geschickt worden sein?«

»Wir werden es herausfinden«, sagte der Ex-Dämon zuversichtlich.

»Dann mal an die Arbeit«, bemerkte ich und verließ mit dem Hünen das Hotel.

Ich nahm den Dodge. Mr. Silver mußte sich erst einen Leihwagen besorgen. Beim nächsten Postamt hielt ich an und durchstöberte Telefon- und Adreßbücher. Es gab Hunderte, die Ross hießen, aber zum Glück nur eine Julie, und deren Adresse schrieb ich mir auf.

Als ich zu meinem Leihwagen zurückkehrte, wollte ein Cop soeben meine Nummer notieren. Als er hörte, daß ich Engländer war, riet er mir, nächstens besser auf die Verbots- und Gebotsschilder zu achten und ließ es dabei bewenden.

Ich setzte die Fahrt fort, durchquerte die Süd-Bronx, wo die Slums am dreckigsten sind und die Verbrecher am dichtesten beisammen wohnen, kam in den Norden dieses Stadtteils und erreichte ein neu errichtetes Wohnviertel.

Helle Apartmenthäuser ragten inmitten einer grünen Parklandschaft auf, und hier war die echte Julie Ross zu Hause.

Als ich klingelte, öffnete sie, und da wir keinen Termin vereinbart hatten, musterte sie mich neugierig. Sie sah mich zum ersten Mal, ich sie nicht Haargenau das gleiche Mädchen hatte mich in meinem Hotelzimmer mit teuflischer Herzlichkeit begrüßt.

»Hallo«, sagte ich unverbindlich.

Es war keine lange Vorrede nötig. Julie ließ mich sofort ein, und sie sagte mir unverblümt, daß ich zu jenen Männern gehörte, bei denen ihr ihr Job sogar Spaß machte.

Ich lächelte. »Ich muß gestehen, so ein Kompliment habe ich noch nie bekommen.«

»Du bist Engländer, nicht wahr?« sagte sie und sank malerisch auf eine Couch. Sie nahm die Schultern zurück, damit sich ihr Busen noch weiter vorwölbte. Unübersehbar war er.

Ein richtiger Blickfang.

Mit der flachen Hand klopfte sie neben sich auf die Couch und forderte mich auf, neben ihr Platz zu nehmen.

Ich blieb stehen, und sie hielt mich wahrscheinlich für schüchtern, war aber bestimmt zuversichtlich, daß wir das Ziel, um das sich in ihrem Leben alles drehte, gemeinsam erreichen würden.

»Woher kommst du?« fragte sie mich interessiert.

»London.«

»Schöne Stadt. Tower, Big Ben, Piccadilly Circus…«

»Warst du schon mal da?«

»Ja, vor fünf Jahren. London ist eine Stadt, in der ich leben könnte. Es ist nicht so groß, nicht so feindselig wie New York. Wenn du hier nicht aufpaßt, frißt dich die Stadt mit Haut und Haaren, und du kommst nie wieder zum Vorschein. Sag mir noch einmal deinen Namen.«

»Tony Ballard.«

»Nun komm schon, Tony, zier dich nicht. Setz dich neben mich, und laß uns beginnen, weshalb du gekommen bist. Wir sind beide über einundzwanzig. Niemand kann etwas dagegen haben.«

»Kennst du Patrick Blackthorn?«

Sie schmunzelte. »So fragt man Leute aus.«

»Kennst du ihn?«

»Natürlich kenne ich ihn. Es gibt wohl kaum jemanden in Amerika, der nicht weiß, wer die Blackthorns sind. Schließlich berichten die Medien mit großer Regelmäßigkeit über sie und ihre dicken Geschäfte. Außerdem überspannt ihr Tankstellennetz den ganzen Kontinent.«

»Mich interessiert, ob du Patrick Blackthorn persönlich kennst.«

Julie Ross überlegte, ob sie darauf antworten sollte. Schließlich nickte sie, aber ich sah, daß sie langsam vorsichtig wurde. »Ja, auch das«, sagte sie.

Vorhin hatte sie sehr offen gewirkt. Sie hatte sich den Anschein gegeben, als wäre ihr niemand willkommener als ich, doch nun fing sie an, sich vor mir zu verschließen.

Sie konnte keinen Ärger gebrauchen, und sie schien mit welchem zu rechnen, wenn sie Geschäftsgeheimnisse ausplauderte.

»Wann war Patrick Blackthorn zum letzten Mal hier?« wollte ich wissen.
»Ist schon eine Weile her.«
»Hast du kürzlich mit ihm gesprochen?«
Jetzt verlor Julie die Geduld. »Hör mal, was soll das alles? Warum stellst du mir so viele Fragen? Bist du so was wie ein Bulle? Oder ein nachgemachter James Bond?«
Ich sagte dem Mädchen mit dem schönen tizianroten Haar, was sich in meinem Hotelzimmer zugetragen hatte.
Als ich geendet hatte, starrte sie mich wütend an und sprang auf. Sie wollte ab sofort nichts mehr von mir wissen, und sie spielte auch nicht mehr die feine Dame.
»Sag mal, willst du mich verscheißern?« fauchte sie mich unfein an. »Du tickst wohl nicht richtig! Bist du 'n Irrer, oder was?«
Ich konnte verstehen, daß sie mir nicht glaubte. Es war ja auch ein ziemlich haarsträubender Brocken, den ich ihr zu schlucken gegeben hatte. Fast wurde auch sie zur Furie.
Ich bat sie, sich wenigstens Mühe zu geben, mir zu glauben, doch sie schrie mir ins Gesicht, ich solle abhauen, verschwinden, verduften - und sie gebrauchte ein paar Kraftausdrücke, die sich aus ihrem hübschen Mund doppelt so häßlich anhörten.
Da ich nicht ging, fuhr sie mit dem schwersten Geschütz auf, über das sie verfügte: Sie rief ihren Zuhälter, der sich im Nebenzimmer aufhielt.
Der mittelgroße Bursche sah aus wie ein Catcher. Mit kalten, schwarzen Schlangenaugen starrte er mich an, und ein Springmesser befand sich in seiner Hand.
»Was ist, Baby?« knurrte er. »Will er nicht zahlen?«
»Ich will, daß er geht! Schmeiß ihn raus, Johnnie!«
Der Catcher fragte nicht, ob ich seine Nutte tätlich oder verbal beleidigt hatte. Es war ihm egal. Er hielt anscheinend große Stücke auf sein wertvolles Pferdchen, und wenn sie mal einen Freier ablehnte, hatte sie dafür garantiert gute Gründe.
Johnnie wies mit dem Messer auf die Tür. »Raus, Mann!«
Ich versuchte ihm zu erklären, weshalb ich nicht gehen könne, doch er wollte nichts hören.
»Raus!« sagte er noch einmal, und als ich dann immer noch keine Anstalten machte, mich zu verziehen, stampfte er mit gesenktem Schädel, wie ein Stier, der mich auf die Hörner nehmen wollte, auf mich zu.
Das Messer legte er auf die Kommode, an der er vorbeikam.
Da ihm mit vernünftigen Argumenten nicht beizukommen war, mußte ich mich stellen.
Der Catcher packte mich und riß mich an sich. Ich ließ meine Knie

hochschnellen… Treffer.
Johnnie stöhnte, sein Gesicht verzerrte sich, und er ging mit seinen Fäusten auf mich los. Sie paßten nicht zu seiner Größe, waren viel zu klobig.
Seine Schläge blieben größtenteils in meiner Deckung hängen. Nur ab und zu kam er durch. Das waren dann aber schmerzhafte Highlights, die erkennen ließen, daß der Mann etwas vom Fach verstand und gefährlich war.
Johnnie wurde bestimmt mit jedem Kunden im Handumdrehen fertig.
Bei mir hatte er allerdings kein Glück, denn mein ganzes Leben war ein permanenter Kampf, eine Aneinanderkettung von mannigfaltigen Gefahren. Ich hatte lernen müssen, besser zu kämpfen als andere, denn meine Gegner kamen aus der Hölle, und die hatten mehr zu bieten als Johnnie.
Sein nächster Schlag wischte haarscharf an meiner Kinnspitze vorbei.
Ich konterte, traf genau, und Johnnie versuchte mich mit einem Heumacher von den Beinen zu holen. Ich tauchte unter seiner Faust weg, traf seinen Rippenbogen, so daß pfeifend die Luft aus seiner Lunge entwich, und dann griff ich ihn an.
Er hatte bestimmt schon von Karate gehört, beherrschte diese Kampfart jedoch nicht und vermochte sich darauf auch nicht einzustellen.
Dadurch kam er ins Schleudern, und schließlich landete er grunzend auf dem Teppichboden und rührte sich nicht mehr.
Julie Ross stand fassungslos in einer Ecke des Raumes und biß sich in die Faust. Sehr blaß war sie, und als ich auf sie zuging, schüttelte sie ängstlich den Kopf.
Sie dachte wohl, ich wollte sie verprügeln.
Nicht nur ihr Körper, auch ihr Gesicht war ihr Kapital. Mit Schwellungen und einem blauen Auge wäre sie für eine Weile ausgefallen, hätte nichts verdient.
»Du… du wirst doch nicht auch mich… Tony… Du mußt mich verstehen…«
»Setz dich!« sagte ich hart.
»Du darfst mich nicht schlagen, Tony! Ich halte keine Schmerzen aus!«
»Ich habe nicht die Absicht, dich anzurühren.«
Ich sah, wie sie erleichtert aufatmete. Schnell setzte sie sich.
»Ich weiß, daß das, was ich dir vorhin erzählt habe, verrückt klingt«, sagte ich, »aber es ist genauso passiert.«
»Okay«, preßte sie heiser hervor, um mich zu beschwichtigen. »Okay.«
Bestimmt glaubte sie mir immer noch nicht, aber das war mir egal.

Noch einmal erwähnte ich, daß ihre Doppelgängerin behauptet hatte, Patrick Blackthorn hätte sie zu mir geschickt.

Julie Ross schüttelte den Kopf. »Patrick besuchte mich früher öfter, jetzt nicht mehr. Er scheint das Interesse an mir verloren zu haben. Jetzt gibt er wohl einem anderen Mädchen den Vorzug. Er ist zwar verheiratet, aber seine Frau genügt ihm nicht. Er liebt die Abwechslung, und da er ein vielbeschäftigter Mann ist, dem nicht viel Zeit bleibt, einer Frau den Hof zu machen, kauft er sich eben, was er haben möchte.«

Ich fragte, ob Julie den Namen Tucker Peckinpah schon mal gehört hatte. Sie tat mir den Gefallen, nachzudenken, sagte dann aber überzeugt nein.

Ich forderte das Callgirl auf, über seine Kunden zu sprechen. Julie tat es zögernd und widerwillig. Immer, wenn sie ins Stocken geriet, warf sie einen Blick auf den ohnmächtigen Johnnie, und dann redete sie sofort wieder weiter.

Julie Ross war nicht wählerisch. Jeder, der bezahlte, konnte sie haben.

Sie mußte erst kürzlich auf irgendeine Weise Kontakt mit dem Bösen gehabt haben. Offenbar hatte sie das überhaupt nicht mitbekommen.

Ich wollte wissen, mit wem sie in den vergangenen vierundzwanzig Stunden zusammen gewesen war. Sie zählte die Freier auf. Julie war ein sehr fleißiges Mädchen…

Ich hörte Namen, die mir nichts sagten. Julie hatte einen Bankdirektor, einen Geschäftsmann und den Trainer einer Footballmannschaft empfangen. Dazwischen gab es einen Jazzmusiker und einen Geschichtsprofessor, einen Filmvorführer und den Abteilungsleiter einer Großdruckerei.

Welcher davon war *mein* Mann?

Ich kam mir vor wie ein Voyeur, als ich Julie bat, mir Details über das Zusammensein mit diesen Männern zu erzählen, und ich sortierte aus.

Drei Freier kamen schließlich in die engere Wahl. Alle drei waren zum ersten Mal hier gewesen. Ich fragte, ob Julie an einem von ihnen irgend etwas aufgefallen wäre.

»War einer davon irgendwie außerhalb der Norm?« wollte ich wissen.

»Ja«, sagte Julie Ross, sich erinnernd. »Der Filmvorführer.«

Ich war wie elektrisiert. »Was fandest du an ihm nicht normal?« fragte ich schnell.

»Ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern, was er mit mir angestellt hat«, sagte das Callgirl. »Das ist mir noch nie passiert. Ich muß geistig völlig weggetreten gewesen sein. Als ich wieder zu mir kam, war der Mann weg.«

»Hat er bezahlt?«
»Ja, das Geld lag auf der Kommode. Mehr sogar, als abgemacht gewesen war.«
»Spürtest du an dir irgendeine Veränderung?«
»Ich hatte so ein Brennen auf der Haut, und ich fühlte mich schwach. Ich glaubte, ich würde krank werden.«
Der Filmvorführer war der Mann, dem ich den Besuch von Julies Duplikat zu verdanken hatte. Sie fühlte sich vermutlich deshalb so schwach, weil er ihr Energie entzogen hatte.
Und das Brennen auf der Haut… Da konnte ich nur mutmaßen. Vielleicht schuf der Mann eine Art magische Gußform, in der dann das zweite Callgirl entstand, und der Kontakt damit rief dieses nachhaltige Brennen hervor.
Jetzt wollte ich natürlich den Namen des Filmvorführers wissen, aber Julie Ross enttäuschte mich, indem sie sagte, sie kenne ihn nicht.
»Hat er gesagt, wo er wohnt?« fragte ich.
»Nein«, antwortete das Callgirl.
»Von wem wußte er von dir?«
»Keine Ahnung. Ich bin schon eine Weile in diesem Geschäft. Meine Adresse geht von Hand zu Hand.«
»Rief der Mann zuerst an oder kam er gleich hierher?«
»Er läutete an der Tür, so wie du.«
»Wieso kennst du seinen Beruf?«
»Er hat ihn mir genannt, aber sonst war er nicht sehr gesprächig, und kurz darauf war ich geistig weggetreten.«
»In welchem Kino arbeitet er?«
»Weiß ich auch nicht«, sagte Julie Ross. »Es hat den Anschein, als wollte ich dir nicht mehr über ihn erzählen, nicht wahr? Aber das stimmt nicht, Tony. Allmählich fange ich an, dir zu glauben. Der Kerl hat etwas mit mir gemacht, das mir nicht gefällt, und er hat mich in gewisser Weise für ein Verbrechen benützt. Das schmeckt mir nicht, deshalb würde ich dir gerne helfen, ihn zu kriegen.«
Das war's dann wohl. Ich wußte, daß sich ein Höllenbastard hinter der Person eines Filmvorführers verbarg, war aber meilenweit davon entfernt, ihm auf die Füße treten zu können.
In New York gab es Kinos wie Sand am Meer.
Julie beschrieb mir zwar den Mann ganz genau, aber ich konnte unmöglich alle Kinos in dieser Riesenstadt abklappern. Das war ein Jahresjob.
Außerdem war nicht sicher, ob der Mann ihr seinen richtigen Beruf verraten hatte. Vielleicht hatte er überhaupt keinen, war nur eine Gestalt, die ein Dämon geschaffen hatte, um sich darin zu verbergen.
Auch das war möglich.
Ich erlaubte Julie Ross, sich um ihren Beschützer zu kümmern, und

ging frustriert. Für einen Moment glaubte ich, mein Gegner wäre in greifbare Nähe gerückt, und nun war er so weit weg wie der Vollmond, der über New York aufgegangen war.

Ich schloß die Tür meines Leihwagens auf.

»Tony! Tony! Warte!«

Das war Julie Ross. Ich wandte mich um, sie lief auf mich zu.

»Mir ist noch etwas eingefallen«, sagte das Callgirl, und ich hoffte sofort wieder. »Das Kinocenter, in dem dieser Mann arbeitet, hat einen Horrorfilm im Programm. ›Der Wolf - in 3 D‹. Hilft dir das weiter?«

»Ich denke schon«, sagte ich. »Danke, Julie.«

»Mach diesen Teufel fertig, Tony. Ich möchte nicht, daß er noch mal zu mir kommt. Ich habe plötzlich Angst vor ihm.«

Er würde nicht wiederkommen. Nicht, weil ich ihn daran hindern würde, sondern weil er an dem Mädchen wohl kaum interessiert war. Als ich ihr das sagte, war sie beruhigt.

***

Sie trafen sich in ihrem Stammlokal. Hank Parrish war aufgekratzt. Er trank schon seinen dritten Cuba libre, um so richtig in Form zu kommen, wie er meinte.

Er hatte Rebecca Rowland gefragt, ob sie mit ihm ins Kino gehen wolle, und sie hatte sich die Antwort reiflich überlegt.

Hank erzählte ihr eine erfundene Geschichte, behauptete, ein Freund hätte ihn aufsitzen lassen, und nun stünde er mit zwei Kinokarten da, beste Plätze, und keiner hätte Zeit, die Vorstellung mit ihm zu besuchen.

Rebecca wollte wissen, was für ein Film gezeigt würde. Er sagte »Der Wolf«, und sie winkte sofort ab. Sie interessierte sich nicht für solche Brutalstreifen.

Parrish mußte seine ganze Überredungskunst aufbieten, um sie doch noch umzustimmen. Er sagte, es wäre ein Superfilm, den man nicht versäumen dürfe. Die Schockszenen verharmloste er, so gut es ging. Er behauptete, bevor es grausig würde, würde immer abgeblendet. Er sagte, er wisse das von seinem Freund Gary London, der sich den Streifen schon ein paarmal angesehen hätte.

Diesem Gary London saß er jetzt grinsend gegenüber. »Ich bin neugierig, ob es bei Rebecca klappt.«

London lächelte zuversichtlich. »Es muß. Der Horror in diesem Film ist zu stark, das halten Rebeccas Nerven nicht aus. Sie wird bei dir schlotternd Schutz suchen, und wenn du's geschickt anstellst, wird sie mit allem einverstanden sein, was du tust, denn es wird sie ablenken. Wann triffst du sie?«

»In einer halben Stunde.«

»Du besuchst mit ihr die Neun-Uhr-Vorstellung?«

Parrish nickte mit glasigen Augen.
Gary London lachte verhalten. »Ich werde auch da sein.«
Hank Parrish staunte. »Was denn? Schon wieder? Mann, wie oft hast du diesen Film denn schon gesehen?«
»Ganz gesehen habe ich ihn noch nie. Ich war ja immer zumindest ab der Mitte schwer beschäftigt.«
»Meine Güte, bist du ein Schlitzohr. Wer ist denn diesmal dran?«
»Phyllis Tyler.«
»Und was ist mit Linda Caan?«
London winkte ab. »Die gehört der Vergangenheit an.«
Parrish wollte sich noch einen Cuba libre bestellen, doch sein Freund riet ihm davon ab.
»Wenn du noch was von Rebecca haben willst, solltest du dir einen klaren Kopf bewahren«, sagte Gary London. »Der Film macht die Weiber zwar zugänglich, aber wenn du dich wie ein besoffener Tölpel benimmst, läuft trotzdem nichts.«
»Ich bin so schrecklich nervös. Du weißt, wie sehr ich auf Rebecca stehe. Ich habe bisher nur die Finger von ihr gelassen, weil ich wußte, daß ich sowieso nichts bei ihr erreiche. Das soll heute abend auf einmal anders werden… Ich kann's einfach nicht glauben.«
Gary London lachte. »Du wirst es erleben. Der Trick funktioniert todsicher.«
Auch Parrish lachte. »Du gottverfluchter Halunke.«
»Man muß die Feste feiern, wie sie fallen«, erwiderte London amüsiert, und er gab dem Freund noch ein paar wertvolle Tips.
Angst, Grauen, Horror, Panik, Tod… Das, und noch vielmehr bot der dreidimensionale Streifen, der allmählich zum Stadtgespräch avancierte. Die Vorstellungen waren fast immer ausverkauft.
Die Menschen kamen in Scharen, um sich zu gruseln, doch keiner kam auf die Idee, daß der Horror einmal wahr werden könnte…

***

Atax befand sich seit der 3-Uhr-Vorstellung im Kinocenter.
Als Larry Bloom bediente er die Apparate. Zum drittenmal sah er den Schreckensfilm, der nur für starke Nerven war. Auf der Kinoleinwand tobte das dreidimensionale Finale, und Pino Genoffrios beklemmende Darstellungskraft schlug die Zuschauer in ihren Bann.
Die aufwühlende Musik, mit der die Schockszenen unterlegt waren, wirkten auf das Publikum wie schmerzhafte Geißelschläge. Die Menschen sanken in den Sesseln furchtsam zusammen und sehnten das Ende des Werwolfs herbei.
Atax lachte knurrend.
Noch war alles nur ein Film, aber so sollte es nicht bleiben. Draußen würde bald der Vollmond aufgehen, die Nacht für Werwölfe würde

anbrechen.
Dann sollte das Grauen zuschlagen.
Aus dem Film, der erfundenen Geschichte, würde schreckliche Realität werden. Atax, die Seele des Teufels, wollte mit seiner unermeßlichen Kraft ein Höllenepos schaffen, das diesen Kinosaal sprengte.
Das Grauen sollte New York überfluten. Niemand sollte es aufhalten können. Wie eine riesige Springflut sollte es über die Weltstadt herfallen und die Menschen mit höllischer Gewalt erdrücken.
Und Pino Genoffrio… Der Schauspieler erweckte den Anschein, als würde er den Werwolf nicht nur spielen, sondern tatsächlich einer sein.
In Atax' Augen war der Mann ein Frevler. Vielleicht hatte er sich in den Pausen der Dreharbeiten sogar über die Person, die er im Film verkörperte, lustig gemacht.
Diese Schauspieler hatten ja vor nichts Respekt.
Atax wollte ihm diesen Respekt beibringen. Er würde eine Verbindung zwischen dem Mann auf der Leinwand und der Person des Schauspielers herstellen.
Dies war allerdings nur möglich, solange sich Pino Genoffrio in New York aufhielt. Über die Stadtgrenzen hinaus hätte ihn Atax' schwarze Kraft nicht erreicht.
Genoffrio hatte den Werwolf bisher nur erschreckend echt gespielt.
Nun wollte ihn Atax zum Höllenwolf machen. Es war die Strafe dafür, daß der Schauspieler diese Rolle angenommen hatte.
Die letzten Szenen flimmerten über die Filmleinwand. Der Wolf starb auf eine grauenvolle Weise. Sein schauriges Heulen hallte noch durch den Kinosaal, als auf der Projektionsfläche bereits »The End« zu lesen war, und erleichtert verließen die Menschen das Kino.
Das Gute hatte gesiegt, sie konnten beruhigt sein.
Atax war mit diesem Schluß selbstverständlich nicht einverstanden, deshalb hatte er vor, ihn zu ändern. In der 9-Uhr-Vorstellung würde das Böse über das Gute triumphieren.
An diesem Abend wollte Atax dafür sorgen, daß der Horror wahr wurde!

***

Mr. Silver stoppte seinen schilfgrünen Leih-Chevrolet vor dem großen Haus der Blackthorns und stieg aus. Das Gebäude stand auf einem mehrere Morgen großen Grundstück auf Staten Island.
Ein vornehmer Butler ließ den Ex-Dämon ein und fragte ihn nach seinen Wünschen. Der Hüne erfuhr, daß weder Patrick noch Jim Blackthorn im Haus waren. Bestimmt ließen sich die beiden nicht verleugnen.

Mr. Silver stellte dem Butler ein paar Fragen, die Tucker Peckinpah betrafen, bekam aber nur unbefriedigende Antworten.

Er wäre wieder gegangen, wenn nicht eine hübsche Frau mit einem Whiskyglas in der Hand die Halle betreten hätte.

Das Interesse, das sie seiner Person entgegenbrachte, war ihm unangenehm. Er erfuhr, daß sie Ethel Blackthorn, Patrick Blackthorns Frau, war.

Sie hatte dunkles Haar, große Augen und eine gute Figur. Sie schien häufig mehr zu trinken, als ihr guttat.

Ethel schickte den Butler fort und forderte den Ex-Dämon auf, näherzutreten. Im Vornehm eingerichteten Living-room mixte sie ihm einen Manhattan, drückte ihm das Glas in die Hand und forderte ihn auf, sich zu setzen.

»Ich trinke nicht gern allein«, sagte die Frau.

»Warum tun Sie's dann?« fragte Mr. Silver.

Ethel lächelte und zuckte mit den Schultern. »Es war bis vor ein paar Minuten ja niemand hier, der mir Gesellschaft leistete. Cheers, Mr. Silver.«

Sie hob ihr Glas.

»Cheers«, sagte der Ex-Dämon und trank.

Schon zu Beginn des Gesprächs hörte der Hüne zwischen den Sätzen heraus, daß Ethel Blackthorn eine zwar reiche, aber sehr einsame und unglückliche Frau war, die Zuflucht und Trost beim Alkohol suchte, weil ihr Mann sie vernachlässigte.

»Ich habe falsch gemacht, was man nur falsch machen kann«, beklagte sich Ethel. »Wenn ich die Möglichkeit hätte, noch einmal von vorn zu beginnen, würde ich vieles machen. Auf gar keinen Fall würde ich Patrick Blackthorn noch einmal heiraten.«

»Warum verlassen Sie ihn nicht, wenn Sie mit ihm nicht glücklich sind?«

Ethel lachte gallig. »Denken Sie, das habe ich noch nicht versucht? Patrick läßt es nicht zu. Ich könnte weglaufen, aber ich würde nicht weit kommen. Die Blackthorns sind sehr einflußreich. Das Verrückte an der Geschichte ist, daß Patrick behauptet, mich immer noch zu lieben, deshalb könne er mich nicht gehen lassen. Aber er sitzt die meiste Zeit in seinem Büro, die Abende verbringt er mit irgendeinem Flittchen, und wenn er heimkommt, beachtet er mich kaum. Ich frage Sie, was hat das mit Liebe zu tun? Ich weiß nie, wo er ist und was er tut. Der Sex kommt bei uns seit langem zu kurz. Trotzdem besteht Patrick darauf, mit mir verheiratet zu bleiben. Ich verstehe es nicht. Manchmal bittet mich Jim, mein Schwager, Geduld mit Patrick zu haben, er würde sich bestimmt irgendwann mal ändern. Ich glaube es nicht, und ich denke, ich habe auch nicht die Geduld, so lange zu warten.«

»Was wollen Sie tun?«
»Vorläufig bleibe ich in diesem goldenen Käfig gefangen. Ich habe genug Whisky, und niemand hindert mich daran, ihn zu trinken. Vielleicht steige ich irgendwann mal in meinen Wagen… Es ist ein schöner, schneller, starker Sportwagen… Man hat getrunken, gibt Gas, rast los und sieht, was passiert…«
Mr. Silver war erschüttert. »Das ist keine positive Einstellung zum Leben, Mrs. Blackthorn.«
»Die positive Einstellung habe ich verloren, kurz nachdem ich Patricks Frau wurde.« Sie trank.
»Ich hätte Ihrem Mann ein paar wichtige Fragen zu stellen«, sagte der Hüne.
»Er ist nicht hier, und ich kann Ihnen beim besten Willen nicht sagen, wo Sie ihn finden.«
»Und Jim Blackthorn?«
»Keine Ahnung, tut mir leid.«
»Haben Sie schon mal den Namen Julie Ross gehört?« erkundigte sich der Ex-Dämon.
Es blitzte in Ethels Augen. »Sie ist ein Callgirl.«
Mr. Silver sah sie überrascht an. »Woher wissen Sie das?«
Ethel Blackthorn lachte. »Oh, ich habe die Taschen meines Mannes durchstöbert, während er schlief. Sagen Sie jetzt bloß nicht, daß man das nicht tut. Patrick tut so vieles, was sich nicht gehört. Er besitzt ein kleines Notizbuch mit einer Reihe von Mädchennamen. Julie Ross steht an erster Stelle. Es war nicht schwierig, herauszukriegen, daß es sich um Callgirls handelt.«
»Wie gut wissen Sie über die Geschäfte Ihres Mannes Bescheid?«
»Ich habe keinen Einblick.«
»Würden Sie sagen, daß Ihr Mann ein skrupelloser, hinterhältiger Geschäftsmann ist, Mrs. Blackthorn?«
»Man kann ihm vieles nachsägen, aber das nicht. Patrick ist hart und manchmal rücksichtslos. Er kann über Leichen gehen, ohne mit der Wimper zu zucken, aber er wickelt seine Geschäfte stets korrekt ab. Er hat es nicht nötig, falsch zu spielen, außerdem wäre es ihm auch gar nicht möglich, denn Jim sieht ihm bei allem, was er tut, auf die Finger.«
»Mrs. Blackthorn, ich bin hier, weil ich Tucker Peckinpah suche. Kennen Sie ihn?«
Ethel setzte ein mildes Lächeln auf. »Ja, er ist furchtbar nett.«
»Wann haben Sie Mr. Peckinpah zum letztenmal gesehen?« erkundigte sich Mr. Silver.
Die Frau dachte nach. »Das muß mindestens ein Jahr her sein.«
»Und wann haben Sie zuletzt von ihm gehört?«
»Das ist ebenso lange her. Warum suchen Sie ihn?«

Mr. Silver sagte nicht die Wahrheit, denn die hätte ihm Ethel Blackthorn nicht geglaubt. Blitzschnell erfand er eine glaubhafte Geschichte, die er der Frau servierte.

Dann fragte er: »Könnte es sein, daß sich Ihr Mann mit Tucker Peckinpah heimlich getroffen hat? Gab es irgendwelche geheime Konferenzen in letzter Zeit?«

»Mir ist nichts bekannt, Mr. Silver.«

»Schade.«

»Tut mir wirklich leid, Ihnen nicht helfen zu können«, sagte Ethel und nahm wieder einen Schluck vom Whisky. »Sie werden meinen Mann und meinen Schwager morgen in ihren Büros antreffen. Dort können Sie ihnen dann all die Fragen stellen, die ich Ihnen nicht beantworten konnte.«

Der Ex-Dämon seufzte. »Ich hoffte, die Sache ein wenig abkürzen und beschleunigen zu können. Wie es aussieht, muß ich mich nun doch bis morgen gedulden.« Er erhob sich. »Bitte entschuldigen Sie die Störung.«

»Sie haben mich nicht gestört, im Gegenteil, es war nett, Sie kennenzulernen.«

»Vielen Dank für den Drink.«

»Ich habe zu danken - dafür, daß sie mir ein bißchen was von Ihrer Zeit geschenkt haben.«

Der Ex-Dämon sagte höflich, Ethel brauche sich nicht zu bemühen, er finde schon allein hinaus, und ging.

Doch kaum trat er aus dem Haus, da erlebte er eine äußerst unangenehme Überraschung…

***

Ich schaute Julie Ross nach, die in das Apartmenthaus zurückkehrte. Vielleicht kam ich mit Hilfe des Gallgirls nun einen entscheidenden Schritt vorwärts. Ich startete den Motor und fuhr los.

Viele Dinge geisterten mir durch den Kopf, und ich vermeinte, wieder die Stimme des armen kleinen Timmy Willoby zu hören, der gestern nacht seine Eltern verloren hatte.

Wo war seine Mutter? Trieb sie sich irgendwo in der Stadt herum? Wenn ja, dann würde wohl bald wieder jemand sterben. Mir lief es kalt über den Rücken, weil ich nicht in der Lage war, irgend etwas zu verhindern.

Dies war mal wieder einer von den ganz verteufelten Fällen. Ich war nach New York gekommen, um meinen Freund und Partner Tucker Peckinpah zu suchen, und was tat ich jetzt?

Ich dachte im Moment kaum noch an Peckinpah, sondern wollte den Kerl finden, der mir ein Höllenduplikat von Julie Ross auf den Hals gehetzt hatte.

Peckinpah war es nicht, wie wir auch angenommen hatten, sondern ein Mann, der als Filmvorführer in einem Kinocenter arbeitete, in dem der Horrorstreifen »Der Wolf« gezeigt wurde.

Rechter Hand entdeckte ich einen Busbahnhof, hielt meinen Doge im Halteverbot an - als Engländer durfte ich mir das, was die Erfahrung gezeigt hatte, erlauben - und kaufte mir am Kiosk eine Zeitung, in der das Kinoprogramm zu finden war.

Die Ankündigung für den Werwolffilm war nicht zu übersehen.

Wahnsinn… Nur für ganz starke Nerven… Das absolute Grauen… Sie werden noch zu Hause zittern… Pino Genoffrio *ist* »Der Wolf« - er wird Sie das Fürchten lehren…

In dieser Tonart ging es weiter. Und natürlich verriet die Annonce auch, in welchem Kinocenter der nervenzerfetzende Schrecken zuschlug. Es war ein Lichtbildtheater auf dem Broadway. Ich kehrte zu meinem Wagen zurück, und als ich einstieg, glänzte ein dünner Schweißfilm auf meiner Stirn.

***

»Hände hoch!« rief jemand. »Polizei!«

Mr. Silver blieb stehen und spreizte die Arme ab.

»Hoch mit den Händen! Los! Los! Los!«

Der Ex-Dämon kam der Aufforderung unwillig nach.

»Höher!« rief der Cop. »Über den Kopf mit den Händen!«

Der Hüne gehorchte. Ihm gegenüber stand ein Streifenwagen der New York City Police. Zwei Cops verbargen sich dahinter. Der eine visierte den Ex-Dämon über das Wagendach hinweg an, der andere streckte die Hände mit der Dienstwaffe über die Motorhaube.

Mr. Silver überlegte blitzschnell.

Was hatte das zu bedeuten? Jemand vom Blackthorn-Personal mußte seinetwegen die Polizei alarmiert haben. Niemand konnte annehmen, er wolle Ethel Blackthorn etwas anhaben.

Also mußte es einen anderen Grund für den unwillkommenen Alarm geben.

Der Ex-Dämon fand ihn. Tony Ballard hatte ihm von Timmy Willoby erzählt. Der Junge erwähnte im Fernsehen einen großen Mann mit Silberhaaren.

Er meinte Metal!

Und jemand vom Blackthorn-Personal mußte die Sendung gesehen und erfahren haben, daß so ein großer Mann mit Silberhaaren von der Polizei gesucht wurde. Als er dann den Ex-Dämon, diesen großen Mann mit den Silbernaaren, sah, griff er verständlicherweise zum Telefon.

Mr. Silver konnte es ihm nicht verdenken.

Die Cops wagten sich hinter dem Patrol Car hervor, aber sie waren

vorsichtig. Ihre großkalibrigen Waffen hielten sie im Beidhandanschlag.

»Keine Bewegung, Freundchen!« sagten sie. »Sonst knallt's!«

Mr. Silver hätte die Männer mit seinem Feuerblick entwaffnen können, aber er wollte sich nicht als Wesen mit übernatürlichen Fähigkeiten zu erkennen geben. Anderseits wollte er sich von diesen Polizisten auch nicht wie ein Verbrecher einsperren lassen.

Mit ihnen zu reden, hätte keinen Zweck gehabt, denn was er ihnen gesagt hätte, hätte sie ärgerlich gemacht. Sie hätten ihm niemals geglaubt, daß ihre Stadt zum Dämonentreff geworden war.

»Umdrehen!« wurde ihm befohlen.

»Also was nun?« fragte der Ex-Dämon ärgerlich. »Soll ich mich nicht bewegen oder umdrehen? Beides geht nicht.«

»Schnauze, Spaßvogel! Dreh dich um, aber ein bißchen plötzlich!«

Der Hüne gehorchte und behielt die Hände oben. Die Cops waren nervös. Sie fürchteten ihn. Sobald er sich umgewandt hatte, waren sie heran. Einer preßte ihm den Revolver in die Seite, der andere durchsuchte ihn mit flinken Fingern.

»Ist er bewaffnet, Jack?«

»Nein, Bob.«

»Okay«, sagte Bob zu Mr. Silver. »Hände auf den Rücken, aber ganz langsam.«

Mr. Silver hörte Handschellen klirren. Wenn sie ihn aufs Revier brachten, konnte er sich den Mund fusselig reden, sie würden ihn nicht mehr freilassen, und Timmy Willoby würde wahrscheinlich sagen: »Ja, das ist der Mann.«

Klar, Metal sah ihm ähnlich.

Es gab nur einen Unterschied: Mr. Silvers Haar war glatt, Metals war gewellt, aber das würde dem geschockten Jungen wohl kaum auffallen.

Alle würden der Meinung sein, den richtigen Mann gefaßt zu haben. Tagelange Verhöre würden folgen, und man würde Mr. Silver der Presse präsentieren…

Verflucht noch mal, er war nicht hier, um bei diesem Verwechslungsstück die Hauptrolle zu spielen. Er hatte keine Zeit, den Cops den Gefallen zu tun, sie aufs Revier zu begleiten.

Er hatte Wichtigeres zu tun.

Die Handschellen rasteten ein, und Mr. Silver merkte, wie die Cops sich entspannten. Sie stießen ihre Revolver in die Gürtelholster, rissen den Ex-Dämon herum, nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn zu ihrem Wagen.

Als er einsteigen sollte, passierte es…

Ein kurzer, heftiger Ruck, und die Chromkette zerriß - Mr. Silver war nicht länger gefesselt!

Die Cops griffen sofort wieder nach ihren Waffen, aber der Ex-Dämon schlug sie nieder, nahm ihnen die Waffen ab und warf sie in den Swimming-pool.

Dann rannte er zu seinem Chevrolet, stieg ein und raste davon.

Die Cops rappelten sich benommen hoch. Jack torkelte auf die Beifahrerseite des Patrol Cars und hakte das Mikrophon los. Er gab an die Zentrale durch, was passiert war.

»Er hat tatsächlich die Ketten gesprengt?« fragte der Mann in der Zentrale ungläubig.

»Ja!« schrie Jack wütend. »Und jetzt versucht er sich aus dem Staub zu machen.«

Jack nannte Marke, Farbe, Type und polizeiliches Kennzeichen des Wagens, mit dem Mr. Silver unterwegs war.

Er verlangte, daß Straßensperren errichtet würden und schlug vor, jeder verfügbare Streifenwagen solle sich an der Jagd beteiligen.

»Der Kerl darf nicht entkommen!« schrie er und leckte sich die geschwollene Lippe.

»Ist er bewaffnet?« wollte der Mann in der Zentrale wissen.

Jack war so wütend auf Mr. Silver, daß er diese Frage mit »Ja« beantwortete. Bob stieg ein und startete den Motor. Jack ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und knallte die Tür zu, und dann nahmen sie die Verfolgung auf.

Mr. Silver knüppelte den schilfgrünen Chevy Richtung Hylan Boulevard. Rechts glitzerten bald die dunklen Fluten des Atlantiks. Wenn der Ex-Dämon Glück hatte, konnte er Staten Island verlassen, bevor es für ihn zur Falle wurde.

Er wollte versuchen, Brooklyn zu erreichen und dort irgendwo den Wagen stehenzulassen.

Jetzt fuhr er auf dem Hylan Boulevard, aber bis zur Verrazano-Narrows Bridge schaffte er es nicht. In Grasmere entdeckten sie ihn. Ein Streifenwagen kam ihm entgegen.

Der Fahrer riß den Wagen im Power Slide herum und folgte ihm mit Rotlicht und Sirene.

Zwei Blocks weiter stellte sich ein weiterer Patrol Car quer. Mr. Silver bog ab. Sie hetzten ihn wie einen Hasen. Er mußte immer wieder die Richtung ändern, und es wurden immer mehr Fahrzeuge, die ihn zu stoppen versuchten.

In Arrochar sah es zweimal so aus, als hätten sie ihn, aber Mr. Silver entdeckte immer wieder eine Lücke, durch die er entwischen konnte.

Aber es wurde von Mal zu Mal schwieriger.

Der Ex-Dämon wich einem entgegenkommenden Streifenwagen aus, bog links ab und gelangte in eine Sackgasse.

Jetzt saß er fest. Mit dem Wagen kam er hier nicht mehr raus, aber zu Fuß hatte er vielleicht noch eine Chance.

Da war ein schäbiges Abbruchhaus. Im Erdgeschoß waren sämtliche Fenster kaputtgeschlagen.

BETRETEN VERBOTEN stand an der Tür. Und: EINSTURZGEFAHR.

Mr. Silver kümmerte sich nicht darum. Er sprang aus dem Chevrolet und verschwand in dem Haus, bevor es die Cops verhindern konnten.

Sie fuhren bis an seinen Leihwagen heran. Über Funk informierten sie ihre Kollegen, und während sich Mr. Silver weiter in das düstere Abbruchhaus zurückzog, umzingelten es die Polizisten.

Das Aufsehen, das er so gern vermieden hätte, war nun perfekt.

Zum erstenmal erlebte er, wie prompt die New Yorker Polizei zu reagieren vermag. Scharfschützen bezogen Posten, und ein Captain Brewster war zur Stelle, der den Ex-Dämon über Megaphon wissen ließ, daß er keine Chance hätte.

»Das Haus ist umstellt!« dröhnte die Stimme des Captain. »Ergeben Sie sich! Sie kommen nirgendwo durch! Geben Sie auf, Silver!«

Durch den Körper des Hünen ging ein Ruck. Sie wußten sogar, wie er hieß. Sie mußten es von jemandem erfahren haben, der sich im Blackthorn-Haus befand. Vielleicht vom Butler, oder von Ethel Blackthorn.

Waren das Komplikationen!

»Kommen Sie heraus, Mann!« verlangte Captain Brewster. »Seien Sie vernünftig!«

Vernünftig!

Mr. Silver hatte nichts verbrochen, aber sie jagten ihn wie einen Gangster, und wenn sie seiner habhaft wurden, würden sie ihm alles in die Schuhe zu schieben versuchen.

Er *war* vernünftig, und er hätte mit dem Captain geredet, wenn dieser ihm geglaubt hätte, was er ihm erzählte, aber das konnte er von Brewster nicht verlangen.

»Zwingen Sie uns nicht, auf Sie zu schießen, Mr. Silver! Kommen Sie mit erhobenen Händen heraus, dann wird Ihnen nichts geschehen!«

Unmöglich. Der Ex-Dämon konnte und wollte sich nicht ergeben.

»Sie kriegen von mir fünf Minuten Bedenkzeit!« sagte Captain Brewster. »Wenn Sie danach immer noch nicht rauskommen, werden wir Tränengas einsetzen. Wir kriegen Sie - so oder so! Es wäre besser für Sie, gleich das Handtuch zu werfen!«

Der Hüne eilte einen Gang entlang und erreichte eine schmale Tür, die in einen engen Hinterhof führte.

Auf dem Dach einer Baracke lagen zwei Männer mit Gewehren.

Der Ex-Dämon zuckte sofort wieder zurück.

Scharfschützen!

Er überlegte, ob er sich mit seinen übernatürlichen Fähigkeiten aus der Patsche helfen sollte. Wenn er zu Silber erstarrte, würden die Polizeikugeln wirkungslos von ihm abprallen, und er konnte die

Blockade durchbrechen. Aber dann würden sie ihn auf eine andere Weise zu kriegen versuchen, und sie würden ihn wieder jagen, dann auch mit Hubschraubern.

Mist!

Captain Brewsters Countdown lief. Vier von fünf Minuten waren bald um. Die fünfte und letzte Minute brach an, und als auch die vorbei war, Schossen die Cops ihre Tränengasgranaten herein.

Dicke graue Dämpfe wälzten sich durch das Abbruchhaus. Mr. Silver zog sich in den Keller Zurück, und plötzlich merkte er, daß er hier unten nicht allein war. Er kreiselte herum und riß die Fäuste hoch, und dann sah er Mago, den Schwarzmagier, und drei Höllenschergen, die ihre gefährlichen Peitschen ausgerollt hatten…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 50 »Als der Silberdämon starb«, und folgende